

Asthma

Bronchialkatarrh

Lungenbluten

Lungenleiden

Magenleiden

Kranke wollen sich die Zeit nehmen, erscheinende Heilungsberichte zu prüfen. Es ist dies nur ein verschwindend kleiner Theil der fortgesetzt eingehenden. Sie werden ohne jeden Anstand veröffentlicht, weil man die Ueberzeugung hat, daß das leidende Publikum sehr wohl im Stande ist, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Die Briefauszüge sind, kleine kritische Abhandlungen, wörtgetreu; weggelassen sind alle Ausdrücke der Dankbarkeit, sowie etwaige Kritiken über vorangegangene erfolglose Kuren. Die Originalbriefe liegen zur Einsicht aus, dringend gebeten, hieron umfangreichen Gebrauch zu machen. Behördlicherseits ist dies bereits geschehen. Abweichungen von der Wahrheit, gleichviel, ob sie in diesen einleitenden oder in den nachfolgenden Heilungsberichten gefunden würden, zögen strenge Strafen nach sich. — Um den Laien die Möglichkeit an die Hand zu geben, nicht erst den Ausbruch der Krankheit abzuwarten, sondern bei Ausbreiten auch nur eines einzigen Symptoms sich rechtzeitig dem Arzte anzuvertrauen, folgen hier einige der am häufigsten vorkommenden Symptome:

Symptome: Husten, vielfach zum Erbrechen reizend. — Auswurf zähen Schleimes. — Stechen auf Brust und Rücken. — Druck in den Schulterblättern. — Schweiß. — In der Regel kalte Hände und Füße. — Athemnoth. — Das Athmen ist später von hörbarem pfeifenden und schnurrenden Geräusch begleitet. — Blutspucken. — Oft heftiger, unregelmäßiger Herzschlag, verbunden mit starkem Angstgefühl. — Mangelhafter Schlaf. — Schlechte Verdauung. — Zur Kur-Einleitung sind nöthig die genaue Leidensbeschreibung, die Angabe der Beschäftigung und ob kalte Füße vorhanden sind. — Man adressirt:

Kur-Institut „Spiro spero“ (Paul Weidhaas), Dresden-Niederlössnitz, Hohestr. Nr. 322

Luise Prinzessin zu W., Schloß G., schreibt: „Infolge Ihrer Kur sind die Asthmaanfalle ganz vergangen.“ u. c.

Magenleiden.
An Magenleiden litt ich fünf Jahre. War stets mager, hatte blaßes Aussehen, unregelmäßigen Stuhlgang, große Schmerzen in der Magenregion, vor und nach dem Essen Unwohlsein, Uebelkeiten, Nüchternen und Sodbrennen, sowie Morgens einen übertriebenen Mißmuth. Da hat ich Sie um Ihren Rath, und nach genauer Befragung der gegebenen Verordnungen erhielt ich bald meine Gesundheit wieder. Ich fühle mich wieder wohl und munter, das Essen und Trinken schmeckt wieder, und ich kann ruhig meiner Arbeit nachgehen. Ueber Ihre Methode kann ich nur meine allerbeste Anerkennung aussprechen und werde daher Ihr Institut, wo ich nur kann, auf das Wärmste empfehlen.
Ihr ergebener F. H. Singer,
Zemmit, Hof-Burtenbach (Bayern).
Die Gemeindevorwaltung,
Singer, Bürgermeister

Die Unterschrift bestätigt
Zemmit, den 10. Sept. 1900.

Asthma und Luftröhrenkatarrh.
Jetzt ist es wohl an der Zeit, daß ich Ihren letzten Brief beantworte. Bisher wollte ich noch prüfen, ob die Besserung auch Bestand halten wird. Ich kann heute sagen: Ich weiß von meinem alten Asthma-Leiden nichts mehr. Mein Besinnen ist von der Art, wie es seit Jahren nicht gewesen ist. Bis jetzt ist, seit ich die Kur beendet habe, kein Rückfall mehr eingetreten. Schon jetzt meiner

Schwägerin — ich bin jetzt 30 Jahre — hatte ich mit diesem Leiden zu kämpfen, ja ich bin fast ein ganzes Jahr nicht mehr in die Schule gegangen. Ich habe seit dieser Zeit, bis ich Ihre Kur in Anspruch genommen habe, wohl nicht aufgehört, die Hilfe der Aerzte in Anspruch zu nehmen, aber leider ohne Erfolg.

Mein Leiden war so stark, daß ich manchmal Tag und Nacht im Bett liegend zubringen mußte, an Schlaf war gar nicht zu denken. Die Athemnoth war oft so groß, daß ich gegen den Erstickenstod zu kämpfen hatte. Ein anhaltender trockener Husten quälte mich Tag und Nacht. Bis sieben Aerzte haben mich in Behandlung gehabt. Da ich da Alles habe einnehmen müssen, spottet jeder Beschreibung. Ja der Zeit, wo ich Ihre Hilfe in Anspruch nahm, fühlte ich wohl meine Krankheit am meisten, ja ich war zu der Zeit so weit, daß ich meine Arbeit nicht mehr verrichten konnte. Ich hatte Schmerzen, ich möchte sagen überall. Von Ihnen las ich in einem Blatt, welches unserer Zeitung beilag, und faßte den Entschluß, auch diese Kur noch einmal zu versuchen. Hat es mich schon so viel gekostet, so will ich auch dieses nicht scheuen, und ich danke Gott, daß ich die Kur durchgeführt habe. Hier ist es auch so gewesen, wie es oftmals vorkommt: erst trat eine Verschlimmerung ein, so daß ich einige Zeit im Bett zubringen mußte, aber jetzt ist ja Alles zum Besten gekommen. Mit Freuden sage ich meinen besten Dank für Alles, was Sie an mir gethan haben.
Maria Gütler.
Die Unterschrift der Maria Gütler wird beglaubigt.
Gartau (Grafschaft Glog), 27. November 1900.
Seifert, Gemeindevorstand.

Brust- und Lungenleiden.
Theile Ihnen ergeht mit, daß ich, Unterzeichneter, in an fürchterlich hartem Husten erkrankte, der von Tag zu Tag mehr zunahm, so daß ich unbedingt ärztlicher Hilfe bedürftig wurde. Ich verlor gänzlich den Appetit, konnte kein Laus mehr sprechen, hatte sehr vielen Schlaf, gelbes, eiweißhaltiges Auswurf und magerte ab bis zum Steifen, worauf mich die Aerzte als unrettbar tuberkulös erklärten. So schickte ich ein halbes Jahr am Rande des Grabes. Am 1. Juni 1899 erkrankte ich an Mangelhafter Ernährung über die Weidhaas'sche Methode. Ich wandte mich sofort brieflich an dieses Institut, worauf auch sofort eine Kur eingeleitet wurde. Ich befolgte die Verordnungen recht gewissenhaft und pünktlich, und fast ungläubliche Erfolge erzielte ich mit Ihrer Kur. Schon in der dritten Woche bekam ich wieder hellere es kam allmählich der Appetit wieder, es wich der Starre und wurde von Tag zu Tag besser, worüber ich Ihnen und herzlich genug danken kann. Es fordert mich daher die Pflicht der Nächstenliebe auf, allen ähnlich Leidenden dieses Institut zu empfehlen.
Mit aller Hochachtung
Johann Stock, Schneidemühle
Waldershof in Bayern (Ober-)

Die Kur ist brieflich und ohne jede Berufsstörung durchführbar.

„Der Herren-Konfektionär“

Illustrierte Fachzeitung

für

Herren- und Knaben-Konfektion und Herren-Modewarengeschäfte

Offizielles Organ

des

„Central-Verbandes der Deutschen Herren- und Knaben-Kleiderfabrikanten“

Die Probe-Nummer erscheint

am 20. März a. c. und wird auf Verlangen überallhin gratis und franko gesendet.

Man abonnirt bei allen Postanstalten unter Nr. 3467 vierteljährlich für

Mark 1,50

*

Redaktion und Expedition: Hamburg, Alter Steinweg 24

*

Insertions-Preis für die 45 mm breite Nonpareille-Zeile 40 Pfennig

Stellenmarkt 10 Pfennig

Die Neue Welt

Nr. 10

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1902

Das Licht erlosch.

Roman von Rudyard Kipling. Deutsch von Leopold Rosenzweig.

(Fortsetzung.)

„Adieu,“ sagte Maïse einfach. „Du kommst doch Sonntag? Es war ein schöner Tag, Dick. Warum kann es nicht immer so sein?“

„Weil es mit der Liebe wie mit dem Konturenzeichnen ist: man muß vorwärts oder zurück; man kann nicht auf demselben Flecke bleiben. Apropos, fahre mit dem Konturenzeichnen fort. Gute Nacht, und mir — und was immer zur Liebe, gib Acht auf Dich!“

Er wandte sich sinnend seiner Wohnung zu. Der Tag hatte ihm nichts von dem gebracht, was er sich erhofft hatte, aber — und das war sicherlich vieler Tage werth — er hatte ihn Maïse näher gebracht. Das Ende war nun nur mehr eine Frage der Zeit und der Preis wohl des Wartens werth. Instinktiv wandte er sich wieder einmal dem Fluße zu.

„Und sie verstand mich gleich,“ sagte er, auf das Wasser blickend. „Sie fand sofort meine Hauptsinde heraus und zahlte mir sie heim. Mein Gott, wie sie mich verstand! Und sie sagt, ich sei besser als sie! Besser als sie!“ Er lachte über den Widersinn dieses Gedankens. „Ich möchte wissen, ob ein Mädchen die Hälfte von eines Mannes Leben ahnt. Ich glaube nicht — sonst würden sie uns nicht heirathen.“ Er nahm ihr Geschenk aus der Tasche und betrachtete es wie einen Talisman, wie ein Unterpfand des gegenseitigen Verständnisses, das eines Tages zum vollen Glück führen würde. Mittlerweile war Maïse allein in London, ohne jemand, der sie vor Gefahren beschützen konnte. Und die vollgepropte Wildniß wimmelte von Gefahren.

Dick sprach sein Gebet an das Schicksal in unzusammenhängender Weise nach Art der Heiden, als er das Silberstück in den Fluß warf. Wenn Unheil bestimmt sein sollte, so möge es ihn befallen, und Maïse möge verschont bleiben, da das Dreipencestück das theuerste seiner Besitztümer war. Es war nur eine kleine Münze, aber Maïse hatte sie gegeben, und die Thrense hatte sie nun verschlungen, und sicherlich würden die Schicksalsgötter sich diesmal erkaufen lassen.

Das Hinabwerfen der Münze schien ihn für jetzt von dem Gedanken an Maïse abzuschneiden. Er verließ die Brücke und ging pfiffig nach seiner Wohnung, mit einer starken Sehnsucht nach Männergespräch und Tabak, am Ende des ersten Tages in seinem Leben, den er ganz mit einem weiblichen Wesen verbracht hatte. Und eine noch stärkere Sehnsucht faßte sein Herz, als vor ihm die ungewollte Vision des „Barralong“ aufstieg, wie er tiefgehend und schnellsegelnd dem Kreuz des Schilds zutauerte.

VIII.

Torpenhow paginierte die letzten Seiten eines Manuskripts, während der Milghai, der zum Schachspiel gekommen und im Gespräch über Taktik geblieben war, die ersten Blätter durchlas, die Lektüre mit geringschätzigen Blößen begleitend.

„Es ist ja malerisch genug und leichtflüssig gemacht,“ sagte er, „aber als ernsthafte Betrachtung der Zustände im europäischen Orient ist es nicht viel werth.“

„Auf alle Fälle hab' ich es vom Halse Siebenunddreißig, achtunddreißig, neununddreißig Blatt im Ganzen, wie? Das giebt also zwischen elf und zwölf Seiten werthvoller Unrichtigkeiten. Heiho!“ Torpenhow stieß die Blätter zusammen und trällerte:

„So, Räumchen kauf! So, Räumchen kauf!
Gut' Goldbuntaten ich zu Kauf,
So rief ich nicht: So, Räumchen kauf!“

Dick trat ein, selbstbewußt und ein wenig trotzig, aber in der besten Laune von der Welt.

„Endlich zurück?“ sagte Torpenhow.

„So ziemlich. Was hast Du gemacht?“

„Gearbeitet. Dick, Du thust, als ob die Bank von England hinter Dir stünde. Jetzt sind Sonntag, Montag und Dienstag vorüber, und Du hast nicht einen Strich gemacht. Es ist skandalös!“

„Die Ideen kommen und gehen, meine Kinder — sie kommen und gehen, wie unser Tabak,“ antwortete Dick, seine Pfeife füllend. „Außerdem,“ er bückte sich, um einen Flibus durch's Gitter zu stecken, „ist Apollo nicht immer — o, hol' der Teufel Deine plumpen Späße, Milghai!“

„Hier ist nicht der Ort, um die Theorie unmittelbarer Inspirationen zu predigen,“ sagte der Milghai, Torpenhow's großen und kräftigen Vajeebalg wieder an seinen Nagel hängend. „Wir glauben nur an Sitzfleisch, mein Junge.“

„Wenn Du nicht so dick und fett wärst,“ sagte Dick, sich nach einer Waffe umsehend, „so würde ich —“

„Keine Jongleurproduktionen in meinen Gemächern. Ihr Zwei habt mir das halbe Mobilkar demolirt, wie Ihr neulich mit Postern herumwarft. Du könntest so viel Lebensart haben, zu Vintie guten Abend zu sagen. Schau' ihn nur an!“

Vintie war vom Sopha herabgesprungen, kletterte an Dick's Beinen hinauf und fragte an seinen Schuhen.

„Kleiner Vursch!“ sagte Dick, ihn aufhebend und einen Knuß auf den schwarzen Fleck oberhalb seines rechten Auges drückend. „Ist raps raps, Vintie? Hat dieser abscheuliche Milghai Dich vom Sopha

vertrieben? Weiß ihn, Mr. Vintie!“ Er warf ihn dem Milghai, der bequem ausgestreckt dalag, auf den Bauch, und Vintie that, als wolle er den Milghai Boll um Boll zerreißen, bis ein Sophatissen ihn niederhielt und er feuchend die Zunge gegen die Gesellschaft heraussstreckte.

„Der Vintiebursch hat heute früh einen Spaziergang gemacht, ehe Du auf warst, Torp. Ich habe gesehen, wie er sich zu dem Fleischer an der Ecke herangeschmeichelt hat, als die Läden abgenommen wurden — gerade als ob er zu Hause nicht genug zu essen bekäme,“ sagte Dick.

„Vintie, ist das eine wahre Beschuldigung?“ sagte Torpenhow streng. Der kleine Hund zog sich unter das Sophatissen zurück und zeigte durch sein feistes weißes Hinterteil, daß ihn die Konversation wirklich nicht mehr interessire.

„Mich will bedünken, daß ein anderer nichtsnutziger Vursch heute ebenfalls einen Spaziergang gemacht hat,“ sagte der Milghai. „Was hattest Du denn so zeitig draußen zu thun?“ Torp sagte, Du kaufst Dir vielleicht ein Pferd?“

„Er weiß, daß wir zu einer so ernsten Sache mindestens drei nöthig wären. Nein, ich fühlte mich einsam und unglücklich, und so ging ich an die See, um hinauszuschauen und die hübschen Schiffe vorbeifahren zu sehen.“

„Wohin gingst Du?“

„Irgendwo an den Kanal. Frogly oder Snigly, oder sonst irgend eine Pferdebeschwenne war's; ich habe den Namen vergessen; aber es war nur zwei Stunden von London, und die Schiffe fuhren vorbei.“

„Hast Du etwas Bekanntes gesehen?“

„Nur den Barralong, der nach Australien ging, und ein vorn überladenes Odesiaer Getreideschiff. Es war ein nebliger Tag, aber die See roch gut.“

„Warum zieht man seine besten Beinkleider an, um den Barralong zu sehen?“ sagte Torpenhow mit ausgestrecktem Zeigefinger.

„Weil ich sonst nichts habe als diese Sachen und meine Makkuppen. Außerdem wünschte ich der See Achtung zu bezeugen.“

„Hat sie Dich sehnüchtig gemacht?“ fragte der Milghai spitz.

„Verriekt. Sprich nicht davon! Es thut mir leid, daß ich gegangen bin.“

Torpenhow und der Milghai tauschten einen Blick, während Dick sich bückte und sich unter des Ersteren Schuhen und Stiefeln zu schaffen machte.

„Die werden's thun,“ sagte er endlich; „ich könnte nicht behaupten, daß ich viel von Deinem Geschmack in Bantarseln halte, aber das Passen ist die Hauptsache.“ Er schlüpfte in ein Paar socken-

artige Sambhurleder-Fußhüllen und streckte sich auf eine Chaiselongue.

„Es ist mein spezielles Kleidungsstück“, sagte Torpenhow. „Ich wollte sie gerade selber anziehen.“

„Das ist so Deine tadelnswürdige Selbstsucht. Kann siehst Du mich eine Minute glücklich, so willst Du mich schon wieder quälen und mich aufjagen. Such' Dir ein anderes Paar.“

„Ein Glück für Dich, daß Dich Deine Kleider nicht tragen kann, Corp. Ihr Zwei lebt in Gütergemeinschaft“, sagte der Nilghai.

„Dich hat nie etwas, was ich tragen kann. Er ist höchstens zum Anspindern gut.“

„Hol' Dich der Geier, Du hast wohl in meinen geheimen Verstecken gestöbert?“, sagte Dick. „Ich habe gestern einen Sovereign in den Tabaktopf getan. Wie soll denn einem Menschen seine Rechnung stimmen, wenn Du —“

Der Nilghai lachte laut auf, und Torpenhow flümmte ein.

„Gestern einen Sovereign hineingetan! Du bist mir ein schöner Financier! Du hast mir vor einem Monat einen Fünfer geborgt. Erinnerst Du Dich?“

„Sawohl, natürlich.“

„Erinnerst Du Dich, daß ich Dir ihn zehn Tage später zurückzahlte und daß Du ihn auf den Grund des Tabaks legtest?“

„Wahrhaftig, ja, that ich das? Ich dachte, ich hätte ihn in einen meiner Farbensäften gesteckt.“

„Du dachtest! Vor etwa einer Woche ging ich zu Dir hinüber, um etwas Tabak zu holen und fand ihn.“

„Was hast Du damit getan?“

„Den Nilghai in's Theater geführt und ihn gefüttert.“

„Du könntest den Nilghai nicht für das doppelte Geld füttern — und wenn Du ihm Milchkaffee gibst. Na, ich wäre wohl früher oder später durchgeschwommen. Was gibst's da zu lachen?“

„Du bist ein ganz merkwürdiger Knack in jeder Beziehung“, sagte der Nilghai, noch immer in Erinnerung an das Dinner in sich hineinschlingend.

„Alles aus. Wir hatten Beide sehr schwer gearbeitet, und wir verbrauchten nur von Deinem Dir im Schlaf einfallenden Geiz, und da Du ein Fünfteler bist, so lag nichts daran.“

„Nächst angedacht — und von dem Name, der ich für mein Geld vollgelesen hat, oben! Ich werde mir das Dinner schon über lang oder lang herbeibringen. Wie war's, wenn wir nun in's Theater gingen?“

„Die Stiefel anziehen — und sich anziehen — und waschen?“ sagte der Nilghai sehr schleppend.

„Ich ziehe meinen Antrag zurück.“

„Wie war's, wenn wir — als ganz besondere Neugier, nicht Du — wenn wir Kohle und Leinwand heranziehen und etwas erziehen?“ Torpenhow sprach hitzig, aber Dick bewegte nur die Zehen in den weichen Seidensockeln.

„Was das für eine Blödsinnigkeit mit nur einem Schanden im Kopfe ist! Wenn ich etwas Unvollständiges da hätte, so hätte ich kein Modell, wenn ich ein Modell hätte, so hätte ich kein Material, und ich lasse nie eine Kopierzeichnung ungenutzt über Nacht; und wenn ich das Material und zwanzig Photographien von Hintergründen hätte, so könnte ich heute nichts anziehen. Ich bin nicht dazu angelegt.“

„Kunste-Kingel, er ist ein fauler Schlingel, nicht wahr?“ sagte der Nilghai.

„Gut denn, so werde ich etwas erziehen?“ sagte Dick, sehr ruhig erwidert. „Ich werde das Kung-pung-Buch holen und der Nilghai-Saga ein neues Blatt hinzufügen.“

„Dachst Du ihn nicht ein bißchen zu sehr?“ fragte der Nilghai, als Dick das Zimmer verlassen hatte.

„Kleiner, aber ich weiß, was er zutage bringen kann, wenn er will. Es macht mich wild, ihn für höhere Arbeit loben zu hören, wenn ich weiß, was er noch können sollte. Du und ich, wir sind jetzt gelb.“

„Dachst Du nicht mit seiner Leistungsfähigkeit, ja leidet! Ein bißchen könnte ich von mich.“

„Ich auch, aber wir kennen jetzt unsere Grenzen. Ich will gehängt sein, wenn ich weiß, wo Dick's Grenzen sein mögen, wenn er sich, ordentlich an die Arbeit macht. Das macht mich so ungeduldig in Bezug auf ihn.“

„Und schließlich und endlich wirst Du — und geschieht Dir Recht — für ein weibliches Mädel bei Seite geschoben werden.“

„Leicht möglich. Wo glaubst Du, war er heute?“

„An der See. Hast Du nicht den Ausdruck seiner Augen gesehen, als er davon sprach? Er ist so ruhelos wie eine Schralbe im Herbst.“

„Ja; aber war er allein?“

„Ich weiß nicht, und ist mir auch egal, aber er hat die Anfänge des Wankens in sich. Es treibt ihn, sein Bett abzugeben und fortzugehen. Die Zeichen sind unverkennbar. Was immer er auch früher gesagt haben mag, jetzt hat es ihn gepackt.“

„Es könnte seine Rettung sein“, sagte Torpenhow.

„Wahrscheinlich — wenn Du Lust hast, die Verantwortung, ein Kletter zu sein, auf Dich zu nehmen. Was mich betrifft, so habe ich eine große Abneigung dagegen, mich mit Seelen abzugeben.“

Dick kam mit einem großen Skizzenbuch zurück, das der Nilghai sehr wohl kannte und nicht allzu sehr liebte. Dahinein hatte Dick in seinen Ruhestunden allerlei bewunderliche Geschehnisse aus allen vier Enden der Welt gezeichnet, die er entweder selbst mitgemacht hatte oder die ihm von den Anderen erzählt worden waren. Aber der größere Umfang von des Nilghai's Leben und Körper zogen ihn am meisten an. Wenn die Thatsachen ihn hier im Stiche ließen, nahm er seine Phantasie zu der wildesten Phantasie, und stellte Vorfälle im Leben des Nilghai dar, die unauflösbar waren — seine Verathen mit verschiedenen afrikanischen Prinzessinnen, sein schamloser Verrat im arabischer Weiber willen, von Armeekorps an den Nilghai, seine Tätowierung durch geschickte Fachleute in Birma, seine Zusammenkunft (und seine Todesangst dabei) mit dem gelben Scharfrichter auf dem blutigen Platz zu Canton, und endlich den Uebergang seiner Seele in die Körper von Kalkischer, Giesanten und Tufanen. Torpenhow hatte die und da gereimte Beschreibungen hinzugefügt, und das Ganze war ein seltsames Kunstwerk, weil Dick sagte, es wäre in Anbetracht des Titels des Buches, der so viel wie „Nacht“ bedeutete, unrichtig, den Nilghai in irgend einer Situation mit Kleidern zu malen. Infolgedessen war die letzte Skizze, die diesen vielgeplagten Mann darstellte, wie er im Kriegsministerium vortrat, um seine Ansprüche an die ägyptische Medaille geltend zu machen, nicht eben sehr beliebt. Dick setzte sich bequem an Torpenhow's Tisch und wendete die Blätter um.

„Du wärst für Blase unbezahlig gewesen, Nilghai“, sagte er. „Es ist ein saftiges Rosa in einigen dieser Skizzen, das mehr als naturgetreu ist. Der Nilghai während des Babens von den Nilghai's warringt — das beruht auf Thatsachen, was?“

„Es war sehr nahe daran, mein letztes Bad zu sein, du wehrstlicher Schmierer. Ist Binkie noch nicht in die Segel gekommen?“

„Nein; das Binkie-Büchlein hat noch nichts Anderes gethan als geessen und Ratten gefangen. Sehen wir weiter. Da bist Du als Glasmalerei in einer Kirche. Uugehener dekorative Rahmen rings um Deine Anatomie; Du solltest dankbar dafür sein, daß Du in dieser Weise der Nachwelt überliefert wirst. Fünfzig Jahre von heute wirst Du in fetteren und gemächten Reproduktionen zu zehn Guineen das Stück existieren. Was soll ich jetzt machen? Das hässliche Leben des Nilghai?“

„Das keine.“

„Das unheimliche Leben des Nilghai also. Natürlich! Massenverammlung seiner Weiber auf dem Trafalgar-Square. Das ist das Richtige. Sie sind aus allen Ecken der Erde gekommen, um der Erinnerung des Nilghai mit einer englischen Braut beizumischen. Dies soll in Serpa ausgeführt werden. Damit arbeit's sich sehr angucken.“

„Es ist skandalöse Zeitverschwendung“, sagte Torpenhow.

„Nörgle nicht; es erhält Elnem die Hand in Übung — besonders wenn man nicht mit dem Bleistift skizzirt.“ Er begann mit feinen Strichen zu malen. „Das ist die Nelson-Säule. Sogleich wird der Nilghai erscheinen und an ihr hinaufklettern.“

„Gieb ihm diesmal einige Kleidungsstücke.“

„Gewiß — einen Schleier und einen Myrthenkranz, weil er eben getraut worden ist.“

„Denkel, Du machst das geschickt, das muß man sagen!“ rief Torpenhow, über Dick's Schuler blickend, während dieser mit drei Pinselstrichen einen sehr fetten Rücken und eine gegen den Stein gedrückte arbeitende Schulter zum Vorschein kommen ließ.

„Den' Dir nur.“ fuhr Dick fort, „wenn wir einige von diesen lieben kleinen Dingen veröffentlichten könnten, jedesmal so oft der Nilghai einen Schreibebeckel miethet, um dem Publikum ein ehrliches Urtheil über meine Bilder zu Theil werden zu lassen.“

„Nun, Du mußt mir bestätigen, daß ich es Dir immer sage, wenn ich etwas dergleichen gethan habe. Ich weiß, ich kann Dich nicht klopfen, wie Du geklopft werden solltest, so übertrage ich die Arbeit einem Anderen. Der junge Malagan zum Beispiel —“

„Nein — eine halbe Minute, Alter; halte Deine Hand vor die Tapete — Du kommst nur stammeln und über mich schimpfen. Diese linke Schulter ist verzeichnet. Ich muß buchstäblich einen Schleier darüber werfen. Wo ist mein Federmesser? Nun, was ist's mit Malagan?“

„Ich habe ihm nur Ordre gegeben, Dich vom prinzipiellen Standpunkte — durchzuwalken, daß Du nichts Dauerndes produzierst.“

„Worauf dieser thörichte Jüngling“ — Dick warf den Kopf zurück und schloß ein Auge, während er die Skizze hin und her drehte, — „allein gelassen mit einem Eutenfaß und Dem, was er für seine Ideen hielt, hinging und bedeckte über mich in den Zeitungen ausschüttete. Du hättest einen erwachsenen Mann mit dem Geschäft betrauen können, Nilghai. Wie findest Du den Brautgänger jetzt?“

„Wie zum Henker machen drei Klecke und zwei Striche das Zeug so vom Körper absehen?“ sagte Torpenhow, dem Dick's Technik immer neu war.

„Es kommt nur darauf an, wo man sie anbringt. Wenn Malagan von seiner Arbeit so viel verstanden hätte, wäre sie besser ausgefallen.“

„Warum machst Du also die verdamnten Klecke nicht in etwas Dauerndes?“ sagte der Nilghai, der sich wirklich erhebliche Mühe genommen hatte, um zu Dick's Bestem die Feder eines jungen Mannes in Bewegung zu setzen, der den größten Theil seiner wachen Stunden einer peinlichen Betrachtung der Ziele und Zwecke der Kunst widmete, die, wie er schrieb, eins und untheilbar sei.

„Wart' ein bißchen, bis ich sehe, wie ich meine Weiberprofession arrangire. Du scheinst in ausgedehntem Maße geheiratet zu haben und ich muß sie mit Bleistift skizziren — Weiberinnen, Partherinnen, Edoiterinnen... Also, abgesehen von der Schwachheit und Schlechtigkeit und — Gekerkel, überlegt darauf auszugehen, etwas zu machen, was Dauer hat, bin ich mit dem Bewußtsein zufrieden, daß ich mein bisher Bestes gemacht habe, und daß ich, wenigstens in den nächsten Stunden, nichts Nehrliches zusammenbringen werde. Wahrscheinlich in den nächsten Jahren nicht. Höchst wahrscheinlich nicht.“

„Was? Srgend ein Zeug, das Du drüber hast, Dein Bestes?“ sagte Torpenhow.

„Etwas, das Du verkauft hast?“ sagte der Nilghai.

„O nein. Es ist nicht hier und es ist nicht verkauft. Besser als das, es kann nicht verkauft werden, und ich glaube nicht, daß jemand weiß, wo es ist. Ich wenigstens weiß es nicht... Und immer noch mehr und mehr Weiber auf der Nordseite des Platzes. Bemerkte das tugendhafte Gutgehen der Löwen!“

(Fortsetzung folgt.)

Unsere schädlichsten Jagdthiere.

Von Kurt Grottewitz.

(Schluß.)

Was die Schädlichkeit betrifft, so ist das vornehmste Wild, das Deutschland kennt, der Edelhirsch, den Kaninchen und Hasen noch über. Nur ist er nicht so verbreitet wie diese. In vielen Gegenden Deutschlands, die waldbarm und reich an Bevölkerung sind, ist der Hirsch bereits ausgerottet. Ihm fehlt die Fruchtbarkeit des Hasen vollständig, denn das Rothwild legt im Jahre meist nur ein Kalb. Im Uebrigen steht der Hirsch den beiden Nagethieren in nichts nach. Er hat einen äußerst feinen Geruch, ein scharfes Gehör und Gesicht. Er ist auch sehr scheu und wittert den Menschen auf eine weit größere Entfernung als der Hase. Er hat in unserem Vaterlande, wo Wolf und Luchs nicht mehr in Betracht kommen, auch keine Feinde unter den Thieren. Und in seiner Nahrung ist er keineswegs wählerisch. Er frisst alles Vegetabilische, das er findet, und er macht seine Arbeit viel gründlicher als Meißter Lampe, der überall nur nascht. Aber gerade dadurch wird er ganz empfindlich schädlich. Und nun ist er noch dazu ein so großes, starkes Thier, das einer tüchtigen Menge Nahrung bedarf. Der Hirsch ist meist an große Wälder gebunden, und hier fällt der Schaden, den er an den Bäumen anrichtet, nicht zu sehr in's Gewicht, wenigstens wenn der Hirschbestand nicht zu groß ist. Gleichwohl ist auch hier die Verwüstung, die er durch Schälen der Rinde, Verbeißen junger Pflanzen anrichtet, sehr beträchtlich, nur tröstet der Schaden nicht weniger bemittelte Privatpersonen, sondern Waldbesitzer, die den Schaden um der angenehmen Jagd willen ruhig hinnehmen können, oder aber den Staat. Daß dessen Einkommen aus den Forsten um eines so schönen, stattlichen Thieres willen etwas geschmälert wird, könnte man vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus gelten lassen. Allein die Hirsche bleiben nur nicht im Walde, sondern fallen in die angrenzenden Fluren ein, und hier richten sie meist einen ungeheuren Schaden an. Sie wühlen morgenweisse Kartoffeln und Rüben aus der Erde, äßen die Mehren von Roggenfeldern total ab, vernichten Strohplantagen und zertrampeln und zerstampfen Alles kurz und klein. Auf den Feldern in der Nähe von Waldungen, in denen Hirsche leben, ist Landwirtschaft fast ganz unmöglich, zumal auch die Entschädigungen für Wildschaden meist ganz ungenügend sind.

Der Hirsch ist nicht gerade klüger als Meißter Lampe. Wenn auch seine Sinne sehr scharf sind, so fehlt ihm doch eigentliche Ueberlegung, List und Klugheit wie den meisten Wiederkäuern. Scheu und furchtsam ist er auch zur Genüge; allerdings kann das männliche Thier zur Brunstzeit selbst dem Menschen gefährlich werden. Zu dieser Zeit ist er vor Liebe und Eifersucht halb von Sinnen, und wie er auf jeden Nebenbuhler losstürzt, der sich seinem und seiner Erforonen Reich nähert, so greift er im gleichen Falle auch den Menschen an. Es ist schon oft vorgekommen, daß Hirsche Menschen arg verwundet oder gar getödtet haben. Denn das Geweih, das dem Hirsch ein so edles, stolzes Aussehen verleiht, ist eine sehr gefährliche Waffe. Die Kämpfe zwischen den Hirschen fordern ebenfalls manches Opfer, allerdings werden dadurch nur männliche Thiere getödtet, und der Vermehrung der Art geschieht, da die Hirsche in Vielweiberei leben, auf diese Weise kein Abbruch.

Auch der Hirsch geht in der Nacht auf Nahrung und hält sich am Tage in seinem Lager, das an Einfachheit dem des Hasen nichts nachgiebt, vorborgen. Meist leben die Hirsche in Rudeln, und zwar schaaren sich die weiblichen Thiere mit den jüngeren zusammen, während die männlichen Thiere besondere Trupps bilden. Alle eigensinnige Hirsche leben auch ganz isolirt. Nur zur Brunstzeit, welche von Anfang September bis Mitte Oktober währt, trennen sich die Hirsche von einander, um jetzt nach Gesichtspunkten der Liebe neue Vereinigungen zu bilden.

Nicht so schädlich wie der Edelhirsch ist das

Roh. Es ist bei Weitem kleiner als Jener, der mitunter eine Länge von über zwei Metern und eine Höhe von anderthalb Metern erreicht. Auch vereint es sich nicht zu so starken Rudeln, und da es außerdem in der Nahrung wählerischer und launenhaft ist, so stiftet es nicht so furchtbar empfindlichen Schaden wie der Hirsch. Das Reh ist in manchen seiner Gewohnheiten der Ziege vergleichbar. Es bleibt nie lange bei einem Futter, sondern nascht bald hier, bald da, es ist überhaupt unruhiger, eigensinniger, veränderungsflüchtiger als der Hirsch. Es streift gern hierhin und dorthin und schließt sich bald diesem, bald jenem Genossen an. In den Wäldern schadet das Reh zwar ebensoviel wie der Hirsch dem jungen Baumwuchs, aber auf den Feldern richtet es doch nie so große Verwüstungen an, da es die Fluren weniger zerstampft, Kartoffeln nicht auswühlt und auch das reife Getreide nicht plündert. Es lebt mehr junges, saftiges Grün, Baumblätter und frische Triebe. Sommerhirs ist auch bei ihm der Schaden noch größer als der Nutzen, aber der erstere ist doch nicht so fühlbar. Im Uebrigen sind die Lebensgewohnheiten des Rehes ziemlich dieselben wie die des Hirsches. Es ist ein ebenso anmuthiges, behendes Thier wie dieser, es übertrifft ihn an Klugheit, steht ihm aber freilich an Größe und Schönheit des Geweihes bedeutend nach. Eine so große Herde das Reh für eine Gegend ist, so gehört es doch, gleichwie Meißter Lampe und der Edelhirsch, zu den Thieren, denen keine unbedingte Bewegungsfreiheit mehr zu gönnen ist. Die Wälder, in denen man dieses Wild haufen lassen will, sollten mit festem Gatter abgesperrt werden, an anderen Stellen hat es keine Daseinsberechtigung mehr.

Meißter Lampe und die beiden Hirscharten sind harmlose Thiere gegenüber dem Wildschwein. Das ist von einer robusten groben Art. Allein man macht sich ein ganz falsches Bild von diesem Thier, wenn man es etwa auf eine Stufe mit einem fugelrund gefüllerten Hauschwein stellt, das sich kaum auf den Beinen halten kann und am liebsten alle Stunden des Tages, die nicht zur Nahrungsaufnahme bestimmt sind, verschläft. Das Wildschwein ist sehr behend, sehr beweglich, es läuft mit äußerster Geschwindigkeit. Mit den Hirschen kann es natürlich an Schnelligkeit nicht wetteifern, und sein gedrungener Körper mit dem mächtigen Kopfe, mit den dicken dunklen Borsten giebt ihm einen Anschein von Plumpheit. Es ist aber durchaus nicht plump, es dreht sich leicht nach rechts und links, springt behend mit seinesgleichen umher und fährt blitzschnell auf seinen Feind los. Seine Gemüthsart ist im Allgemeinen friedlich, behäbig grunzend trottet es dahin. Es ist selbst, besonders in jugendlicherem Alter, zum Scherzen aufgelegt, und die ganz jungen Thiere verbringen ihre ganze Zeit in gegenseitigem Neden und Spielen, in Springen und Umhertollen. Die Alten freilich sind leicht reizbar und werden dann wüthend und böseartig. Zur Paarungszeit kämpfen die Eber miteinander, doch ist der Ausgang selten tödtlich.

Das Wildschwein ist kein stumpfsinniges, dummes, Thier. Geruch und Gehör sind bei ihm wohl ebenso gut entwickelt wie nur bei irgend einer anderen Wildart. Das Gesicht ist jedoch nicht sehr scharf. Es bemerkt sehr bald den herannahenden Feind und achtet sehr wohl auf Alles, was in seiner Umgebung vor sich geht. Dagegen ist es keineswegs so scheu wie die Hirsche, es ist ohne Zweifel ein recht muthiges Thier. Und der Eber besitzt in seinen Hauern, die ihm aus den Unterkiefen weit in die Höhe ragen eine furchtbare Waffe, die er vorzüglich zu handhaben versteht. Mit ihnen schlägt er heranahenden Quenden den Bauch auf; verwundet, greift er auch den Menschen an und bringt ihm leicht tödtliche Wunden bei. Auch die Wache ist sehr gefährlich, da sie, angeschossen, den Menschen über den Haufen rennt und mit ihren Zähnen zerfleischt. Solch ein vierfüßiges, starkes und auch beinahe meterhohes Thier ist ein gar gefährlicher Gegner. Allein diese böseartigen Eigenschaften zeigt es doch nur auf der Jagd, wenn es in die Enge getrieben

oder verwundet wird. Für gewöhnlich läuft es weg, wenn sich ein Mensch ihm nähert.

Ungeheuer schädlich wird das Wildschwein durch seine Verwüstungen, welche es auf den Feldern anrichtet. Es hat die Gewohnheit, die Erde mit dem Rüssel aufzustoßen und so wahre Ackerfurchen zu ziehen, um nach Würmern, Mäusen, Wurzeln zu suchen. So wühlt es denn nicht nur die Kartoffelfelder vollständig auf, um die Kartoffeln zu verzehren, sondern es verwaubelt auch die Getreidfelder, überhaupt alle Fluren in ein aufgebrochenes Land. Dabei zerstampft und vernichtet es alle Feldfrüchte, soweit es dieselben nicht anbeißt oder verzehrt. Es haust bedeutend schlimmer als der Edelhirsch in den Feldern und da der Schaden, den es hier anrichtet, gar so groß ist, so werden Wildschweine jetzt meist nur noch in umhegten Waldbezirken geduldet. Allerdings giebt es noch gegenwärtig in Deutschland gerade genug Gegenden, in denen die Wildschweine ungestört ihr verderbliches Treiben entfalten können.

Das Wildschwein frist alles Genießbare, was es giebt oder was es bekommen kann. Alle Früchte, Körner, grüne Pflanzen, Wurzeln, Knollen, selbst Pilze sind ihm recht, aber auch Fleischost verschmäht es nicht, es frist alles Kleingethier, das es aufstöbert, Insekten, Schnecken, Würmer, selbst Fische, vor Allem aber Mäuse. Es geht selbst an größere Thiere, wenn diese sich nicht mehr schleppen können, jagt manchmal angeschossenem Wilde nach und verzehrt allerhand gefallene Thiere, selbst wenn sie schon lange in Verwesung übergegangen sind. Wer so Alles, was auf der Straße liegt, verzehren und in Körperfett umwandeln kann, der hat es freilich gut auf der Welt. Und die Wildschweine fühlen sich auch äußerst wohl. Sie sind früher, als der Mensch noch nicht den wüthenden Kampf gegen sie unternommen hatte, in Deutschland allenthalben äußerst zahlreich gewesen. Hitze wie Kälte schadet ihnen nichts, Krankheit ist ihnen unbekannt. Früher hatten sie allerdings auch in Deutschland im Wolf und Luchs respectable, aber doch nicht übermächtige Feinde. Die Lebensfähigkeit des Wildschweines besteht aber außerdem, gleichwie beim Hasen, in der großen Fruchtbarkeit. Die Wache wirft nur einmal im Jahre Junge, dann sind es aber 8, 10, 12, ja wohl über 20 Stück. Wenn man bedenkt, wie wenig fruchtbar sonst die größeren Säugthiere sind, so kann man daran die Ueberlegenheit des Schweinegeschlechtes ermessen.

Die jungen Thiere sind sehr muntere, lebenslustige Wesen, in der ersten Zeit haben sie eine auffällige gelbliche Streifung längs des Rückens, die ihnen sehr gut steht. Die Wache sorgt sehr aufmerksam für ihre Kleinen, und sie vertheidigt sie, ganz im Gegensatz zu den bereits erwähnten Wildarten mit viel Muth, Aufopferung und Geschick gegen alle Feinde. Die Wildschweine sind überhaupt gefellige Thiere, auch sie schaaren sich zu Rudeln zusammen ähnlich wie die Edelhirsche. Während des Tages halten sie sich in ihrem Kessel, einem ausgehöhlten, höchstens mit etwas Laub oder Moos ausgepolsterten Lager auf, Abends gehen sie dann auf Nahrung aus, zuvor nehmen sie meistens ein Bad in irgend einem Tümpel, von dem sie gewöhnlich schmutziger heraussteigen, als sie hineingekommen waren. Mit dem Schmutz nehmen sie es überhaupt nicht zu genau, bei ihrer Erd- und Wühlarbeit können sie auch nicht daran denken, immerfort Toilette zu machen wie ein Singvögelchen oder gar wie ein Kästchen. Alles in Allem können diese vierfüßigen, kernigen, behäbigen, gut gelaunten Thiere nur Sympathie erwecken. Aber des ungeheuren Schadens wegen, den sie in Wald und Feld anrichten, sollten sie nur in fest umhegten Waldbezirken geduldet werden.

Ohne Zweifel sind die bisher genannten Jagdthiere bei Weitem die schädlichsten, die wir in Deutschland kennen. Denn das Genthier und der Iberspieler, da sie im letzten Stadium des Aussterbens begriffen sind, keine Rolle bei uns; auch der Damhirsch und die Gemse sind immerhin selten und nicht so schädlich. Der Dachs ist direkt nützlich. Nur Meißter Reinecke, der jagemummobene, schlimme Laugenichs, soll uns noch ein wenig beschäftigen. Er ist allen

artige Sambhurleder-Fußhüllen und streckte sich auf eine Chaiselongue.

„Es ist mein spezielles Lieblingspaar,“ sagte Torpenhow. „Ich wollte sie gerade selber anziehen.“

„Das ist so Deine tadelnswürdige Selbstsucht. Kann siehst Du mich eine Minute glücklich, so willst Du mich schon wieder quälen und mich aufjagen. Such' Dir ein anderes Paar.“

„Ein Glück für Dich, daß Dich Deine Kleider nicht tragen kann, Corp. Ihr Zwei lebt in Gütergemeinschaft,“ sagte der Nilghai.

„Dich hat nie etwas, was ich tragen kann. Er ist höchstens zum Ausplündern gut.“

„Gut! Dich der Geier, Du hast wohl in meinen geheimen Verstecken gestöbert?“ sagte Die. „Ich habe gestern einen Sovereign in den Tabaktopf gethan. Wie soll denn einem Menschen seine Rechnung stimmen, wenn Du —“

Der Nilghai lachte laut auf, und Torpenhow schaute ein.

„Gestern einen Sovereign hineingethan! Du bist mir ein schöner Financier! Du hast mir vor einem Monat einen Fünfer geborgt. Erinnerst Du Dich?“

„Sawohl, natürlich.“

„Erinnerst Du Dich, daß ich Dir ihn zehn Tage später zurückzahlte und daß Du ihn auf den Grund des Tabaks legtest?“

„Wahrhaftig, ja, that ich das? Ich dachte, ich hätte ihn in einen meiner Farbkästchen gesteckt.“

„Du dachtest! Vor etwa einer Woche ging ich zu Dir hinüber, um etwas Tabak zu holen und fand ihn.“

„Was hast Du damit gethan?“

„Den Nilghai in's Theater geführt und ihn gefüttert.“

„Du fütterst den Nilghai nicht für das doppelte Geld füttern — und wenn Du ihm Militärfrost gibst. Na, ich wäre wohl früher oder später d'rausgekommen. Was giebt's da zu lachen?“

„Du bist ein ganz merkwürdiger Kuckuck in vieler Beziehung,“ sagte der Nilghai, noch immer in Erinnerung an das Diner in sich hineinlächelnd. „Alles eins. Wir hatten Beide sehr schwer gearbeitet, und wir verbrauchten nur von Deinem Dir im Schlafe zufließenden Schwinn, und da Du ein Fresser bist, so lag nichts daran.“

„Körperlich angenehm — und von dem Ranne, der sich für mein Geld vollgeessen hat, ebendrei! Ich werde mir das Diner schon über kurz oder lang hereinbringen. Wie wär's, wenn wir nun in's Theater gingen?“

„Die Stiefel anziehen — und sich ankleiden — und waschen?“ sagte der Nilghai sehr schleppend.

„Ich ziehe meinen Anzug zurück.“

„Wie wär's, wenn wir — als ganz besondere Neuheit, weißt Du — wenn wir Kohle und Leinwand heranzubringen und etwas antreiben?“ Torpenhow sprach höflich, aber Die bewegte nur die Zehen in den weichen Scherensohlen.

„Was das für eine Geschichte mit nur einem Schwann in Kapje ist! Wenn ich etwas Unmögliches da hätte, so hätte ich kein Modell, wenn ich ein Modell hätte, so hätte ich kein Material, und ich hätte nie eine Anfertigungsmöglichkeit über Nacht; und wenn ich das Material und zwanzig Photographien von Dintergründen hätte, so könnte ich heute nichts anfertigen. Ich bin nicht dazu angelegt.“

„Kaffe-Ringel, er ist ein fauler Eßlöffel, nicht wahr?“ sagte der Nilghai.

„Gut denn, so werde ich etwas anfertigen?“ sagte Die, sich selbst erhehend. „Ich werde das Kungu-pange-Buch holen und der Nilghai-Saga ein neues Blatt hinzufügen.“

„Dank! Du ihm nicht ein bißchen zu sehr?“ fragte der Nilghai, als Die das Zimmer verlassen hatte.

„Schließlich, aber ich weiß, was er pöbeln bringen kann, wenn er will. Es macht mich wild, ihn für jüdische Tricks loben zu hören, wenn ich weiß, was er noch schreien sollte. Da erd ich, wir sind sehr geistig.“

„Dank! Künste und unsere Leistungsfähigkeit, ja lieber! Empf' ich dankt ich das viel.“

„Ich auch, aber wir kennen jetzt unsere Grenzen. Ich will gehängt sein, wenn ich weiß, wo Dich's Grenzen sein mögen, wenn er sich ordentlich an die Arbeit macht. Das macht mich so ungeduldig in Bezug auf ihn.“

„Und schließlich und endlich wirst Du — und geschieht Dir Recht — für ein weibliches Mädel bei Seite geschoben werden.“

„Leicht möglich. Wo glaubst Du, war er heute?“

„An der See. Hast Du nicht den Ausdruck seiner Augen gesehen, als er davon sprach? Er ist so ruhelos wie eine Schryalbe im Herbst.“

„Ja; aber war er allein?“

„Ich weiß nicht, und ist mir auch egal, aber er hat die Anfänge des Wankersiebers in sich. Es treibt ihn, sein Bett abzubrechen und fortzugehen. Die Zeichen sind unverkennbar. Was immer er auch früher gesagt haben mag, jetzt hat es ihn gepackt.“

„Es könnte seine Rettung sein,“ sagte Torpenhow.

„Vielleicht — wenn Du Lust hast, die Verantwortung, ein Netter zu sein, auf Dich zu nehmen. Was mich betrifft, so habe ich eine große Abneigung dagegen, mich mit Seelen abzugeben.“

Die kam mit einem großen Skizzenbuch zurück, das der Nilghai sehr wohl kannte und nicht allzu sehr liebte. Dahinein hatte Die in seinen Wankersiebers allerlei bewundernswürdige Geschehnisse aus allen vier Enden der Welt gezeichnet, die er entweder selbst mitgemacht hatte oder die ihm von den Anderen erzählt worden waren. Aber der größere Umfang von des Nilghai's Leben und Körper zogen ihn am meisten an. Wenn die Thatsachen ihn hier im Stiche ließen, nahm er seine Zucht zu der wildesten Phantasie, und stellte Vorfälle im Leben des Nilghai dar, die unanstößig waren — seine Heirathen mit verschiedenen afrikanischen Prinzessinnen, sein schamloser Verrath um arabischer Weiber willen, von Armeekorps an den Mahdi, seine Tätowirung durch geschickte Fachleute in Firma, seine Zusammenkunft (und seine Todesangst dabei) mit dem gelben Scharfrichter auf dem bluttriefenden Hinrichtungsplatze zu Canton, und endlich den Uebergang seiner Seele in die Körper von Walfischen, Elefanten und Tukanen. Torpenhow hatte hier und da gerühmte Beschreibungen hinzugefügt, und das Ganze war ein festes Kunstwerk, weil Die sagte, es wäre in Anbetracht des Titels des Buches, der so viel wie „Racht“ bedeutete, unrichtig, den Nilghai in irgend einer Situation mit Kleidern zu malen. Infolgedessen war die letzte Skizze, die diesen vielgeplagten Mann darstellte, wie er im Kriegsministerium vor sprach, um seine Ansprüche an die ägyptische Medaille geltend zu machen, nicht eben sehr delikate. Die setzte sich beanen an Torpenhow's Tisch und wendete die Blätter um.

„Du wärst für Blase unbezahlbar gewesen, Nilghai,“ sagte er. „Es ist ein saftiges Rosa in einigen dieser Skizzen, das mehr als naturgetreu ist. Der Nilghai während des Badens von den Mahdich umringt — das beruht auf Thatsachen, was?“

„Es war sehr nahe daran, mein letztes Bad zu sein, du mehrererhelliger Schmirer. Ist Binkie noch nicht in die Saga gekommen?“

„Nein; das Binkie-Biechen hat noch nichts Anderes gethan als gequollen und Ratten gefangen. Sehen wir weiter. Da bist Du als Glasmaler in einer Kirche. Ungeheuer dekorative Linien rings um Deine Anatomie; Du solltest dankbar dafür sein, daß Du in dieser Weise der Nachwelt überliefert wirst. Fünfzig Jahre von heute wirst Du in letzteren und gesuchten Reproduktionen zu zehn Guineen das Bild existieren. Was soll ich jetzt machen? Das hässliche Leben des Nilghai?“

„Gut kenn.“

„Das unheimliche Leben des Nilghai also. Natürlich! Massenerfassung seiner Weiber auf dem Unjalar-Square. Das ist das Wichtigste. Sie sind aus allen Ecken der Erde gekommen, um der Träumung des Nilghai mit einer englischen Braut beizuwohnen. Dies soll in Scopia ausgeführt werden. Damit arbeitet's sich sehr angenehm.“

„Es ist skandalöse Zeitverschwendung,“ sagte Torpenhow.

„Nörgle nicht; es erhält einem die Hand in Übung — besonders wenn man nicht mit dem Bleistift skizziert.“ Er begann mit flinken Strichen zu malen. „Das ist die Nelson-Säule. Sogleich wird der Nilghai erscheinen und an ihr hinaufklettern.“

„Gieb ihm diesmal einige Kleidungsstücke.“

„Gewiß — einen Schleier und einen Myrthenkranz, weil er eben getraut worden ist.“

„Teufel, Du machst das geschickt, das muß man sagen!“ rief Torpenhow, über Die's Schulter blickend, während dieser mit drei Pinselstrichen einen sehr fetten Strich und eine gegen den Stein gedrückte arbeitende Schulter zum Vorschein kommen ließ.

„Denk' Dir nur,“ fuhr Die fort, „wenn wir einige von diesen lieben kleinen Dingen veröffentlichen könnten, jedesmal so oft der Nilghai eine Schreibmaschine misst, um dem Publikum ein ehrliches Urtheil über meine Bilder zu Theil werden zu lassen.“

„Nun, Du mußt mir befähigen, daß ich es Dir immer sage, wenn ich etwas verglichen gethan habe. Ich weiß, ich kann Dich nicht klopfen, wie Du geklopft werden solltest, so übertrage ich die Arbeit einem Anderen. Der junge Malagan zum Beispiel —“

„N—mein — eine halbe Minute, Alter; halte Deine Hand vor die Tapete — Du kommst nur stammeln und über mich schimpfen. Diese linke Schulter ist verzeichnet. Ich muß buchstäblich einen Schleier drüber werfen. Wo ist mein Federmesser? Nun, was ist's mit Malagan?“

„Ich habe ihm nur Ordre gegeben, Dich vom prinzipiellen Standpunkte — durchzuwalken, daß Du nichts Dauerndes produzierst.“

„Worauf dieser thörichte Jüngling —“ Die warf den Kopf zurück und schloß ein Auge, während er die Skizze hin und her drehte. — „allein gelassen mit einem Lutenfass und Dem, was er für seine Ideen hielt, hinging und belbe über mich in den Zeitungen ausschüttete. Du hättest einen erwachsenen Mann mit dem Geschäfft betrauen können, Nilghai. Wie findest Du den Brauttschleier jetzt?“

„Wie zum Henker machen drei Kleckse und zwei Striche das Zeug so vom Körper abziehen?“ sagte Torpenhow, dem Die's Technik immer neu war.

„Es kommt nur darauf an, wo man sie anbringt. Wenn Malagan von seiner Arbeit so viel verstanden hätte, wäre sie besser ausgefallen.“

„Warum machst Du also die verdamnten Kleckse nicht in etwas Dauerndes?“ sagte der Nilghai, der sich wirklich erhebliche Mühe genommen hatte, um zu Die's Bestem die Feder eines jungen Mannes in Bewegung zu setzen, der den größten Theil seiner wachen Stunden einer peinlichen Betrachtung der Ziele und Zwecke der Kunst widmete, die, wie er schrieb, eins und untheilbar sei.

„Wart' ein Bißchen, bis ich sehe, wie ich meine Weiberprozeßion arrangire. Du scheinst in ausgedehntem Maße geheirathet zu haben und ich mich sie mit Bleistift skizziren — Weiderinnen, Partherinnen, Edomiterinnen... Also, abgesehen von der Schwachheit und Schlechtigkeit und — Gekerei, überlegt darauf auszugehen, etwas zu machen, was Dauer hat, bin ich mit dem Bewußtsein zufrieden, daß ich mein bisher Bestes gemacht habe, und daß ich, wenigstens in den nächsten Stunden, nichts Aehnliches zusammenbringen werde. Wahrscheinlich in den nächsten Jahren nicht. Höchst wahrscheinlich nie.“

„Was? Irgeend ein Zeug, das Du drüber hast, Dein Bestes?“ sagte Torpenhow.

„Etwas, das Du verkauft hast?“ sagte der Nilghai.

„O nein. Es ist nicht hier und es ist nicht verkauft. Besser als das, es kann nicht verkauft werden, und ich glaube nicht, daß Jemand weiß, wo es ist. Ich wenigstens weiß es nicht... Und immer noch mehr und mehr Weiber auf der Nordseite des Platzes. Bemerkte das tugendhafte Entsetzen der Löwen!“

(Fortsetzung folgt.)

Unsere schädlichsten Jagdthiere.

Von Curt Grotzewitz.

(Schluß.)

Was die Schädlichkeit betrifft, so ist das vornehmste Wild, das Deutschland kennt, der Edelhirsch, den Kaninchen und Hasen noch über. Nur ist er nicht so verbreitet wie diese. In vielen Gegenden Deutschlands, die waldarm und reich an Bevölkerung sind, ist der Hirsch bereits ausgerottet. Ihm fehlt die Fruchtbarkeit des Hasen vollständig, denn das Rothwild legt im Jahre meist nur ein Mal. Im Uebrigen steht der Hirsch den beiden Nagethieren in nichts nach. Er hat einen äußerst feinen Geruch, ein scharfes Gehör und Gesicht. Er ist auch sehr schön und mittert den Menschen auf eine weit größere Entfernung als der Hase. Er hat in unserer Vaterlande, wo Wolf und Luchs nicht mehr in Betracht kommen, auch keine Feinde unter den Thieren. Und in seiner Nahrung ist er keineswegs wählerisch. Er frisst alles Vegetabilische, das er findet, und er macht seine Arbeit viel gründlicher als Meister Lampe, der überall nur nascht. Aber gerade dadurch wird er ganz empfindlich schädlich. Und nun ist er noch dazu ein so großes, starkes Thier, das einer tüchtigen Menge Nahrung bedarf. Der Hirsch ist meist an große Wälder gebunden, und hier fällt der Schaden, den er an den Wäldern anrichtet, nicht zu sehr in's Gewicht, wenigstens wenn der Hirschbestand nicht zu groß ist. Gleichwohl ist auch hier die Verwüstung, die er durch Schälten der Rinde, Verbeizen junger Pflanzen anrichtet, sehr beträchtlich, nur trägt der Schaden nicht weniger bemittelte Privatpersonen, sondern Waldbesitzer, die den Schaden um der angenehmen Jagd willen ruhig hinnehmen können, oder aber den Staat. Daß dessen Einkommen aus den Forsten um eines so schönen, stattlichen Thieres willen etwas geschmälert wird, könnte man vom naturfründlichen Standpunkte aus gelten lassen. Allein die Hirsche bleiben nur nicht im Walde, sondern fallen in die angrenzenden Fluren ein, und hier richten sie meist einen ungeheuren Schaden an. Sie wühlen morgenweise Kartoffeln und Klüben aus der Erde, äßen die Aehren von Roggenfeldern total ab, vernichten Kohlpflanzungen und zerstampeln und zerstampfen Alles kurz und klein. Auf den Feldern in der Nähe von Waldungen, in denen Hirsche leben, ist Landwirtschaft fast ganz unmöglich, zumal auch die Entschädigungen für Wildschaden meist ganz ungenügend sind.

Der Hirsch ist nicht gerade klüger als Meister Lampe. Wenn auch seine Sinne sehr scharf sind, so fehlt ihm doch eigentliche Ueberlegung, List und Klugheit wie den meisten Wiederkäuern. Scheu und furchtsam ist er auch zur Genüge; allerdings kann das männliche Thier zur Brünstzeit selbst dem Menschen gefährlich werden. Zu dieser Zeit ist er vor Liebe und Eifersucht halb von Sinnen, und wie er auf jeden Nebenbuhler losstürzt, der sich seinem und seiner Erzkorenen Bereich nähert, so greift er im gleichen Falle auch den Menschen an. Es ist schon oft vorgekommen, daß Hirsche Menschen arg verwundet oder gar getödtet haben. Denn das Beweiß, das dem Hirsch ein so edles, stolzes Aussehen verleiht, ist eine sehr gefährliche Waffe. Die Kämpfe zwischen den Hirschen fordern ebenfalls manches Opfer, allerdings werden dadurch nur männliche Thiere getödtet, und der Vermehrung der Art geschieht, da die Hirsche in Vielweiberei leben, auf diese Weise kein Abbruch.

Auch der Hirsch geht in der Nacht auf Nahrung und hält sich am Tage in seinem Lager, das an Einfachheit dem des Hasen nichts nachgibt, vorzuziehen. Meist leben die Hirsche in Rudeln, und war schaaren sich die weiblichen Thiere mit den jüngeren zusammen, während die männlichen Thiere besondere Trupps bilden. Alle eigenständige Hirsche leben auch ganz isolirt. Nur zur Brünstzeit, welche von Anfang September bis Mitte Oktober währt, trennen sich die Hirsche von einander, um jetzt nach Gesichtspunkten der Liebe neue Vereinigungen zu bilden.

Nicht so schädlich wie der Edelhirsch ist das

Neh. Es ist bei Weitem kleiner als Jener, der mitunter eine Länge von über zwei Metern und eine Höhe von anderthalb Metern erreicht. Auch vereint es sich nicht zu so starken Rudeln, und da es außerdem in der Nahrung wählerischer und launenhaft ist, so stiftet es nicht so fürchtbar empfindlichen Schaden wie der Hirsch. Das Neh ist in manchen seiner Gewohnheiten der Ziege vergleichbar. Es bleibt nie lange bei einem Futter, sondern nascht bald hier, bald da, es ist überhaupt unruhiger, eigensinniger, veränderungsflüchtiger als der Hirsch. Es streift gern hierhin und dorthin und schließt sich bald diesem, bald jenem Genossen an. In den Wäldern schadet das Neh zwar ebensoviel wie der Hirsch dem jungen Baumwuchs, aber auf den Feldern richtet es doch nie so große Verwüstungen an, da es die Fluren weniger zerstampft, Kartoffeln nicht auswühlt und auch das reife Getreide nicht plündert. Es liebt mehr junges, saftiges Grün, Baumblätter und frische Triebe. Immerhin ist auch bei ihm der Schaden noch größer als der Nutzen, aber der letztere ist doch nicht so fühlbar. Im Uebrigen sind die Lebensgewohnheiten des Nehes ziemlich dieselben wie die des Hirsches. Es ist ein ebenso anmuthiges, behendes Thier wie dieser, es übertrifft ihn an Klugheit, steht ihm aber freilich an Größe und Schönheit des Geweihes bedeutend nach. Eine so große Herde das Neh für eine Gegend ist, so gehört es doch, gleichwie Meister Lampe und der Edelhirsch, zu den Thieren, denen keine unbedingte Bewegungsfreiheit mehr zu gönnen ist. Die Wälder, in denen man dieses Wild hausen lassen will, sollten mit festem Gatter abgeperrt werden, an anderen Stellen hat es keine Daseinsberechtigung mehr.

Meister Lampe und die beiden Hirscharten sind harmlose Thiere gegenüber dem Wildschwein. Das ist von einer robusten groben Art. Allein man macht sich ein ganz falsches Bild von diesem Thier, wenn man es etwa auf eine Stufe mit einem Ferkel und gefüttertem Hauschwein stellt, das sich kaum auf den Beinen halten kann und am liebsten alle Stunden des Tages, die nicht zur Nahrungsaufnahme bestimmt sind, verschläft. Das Wildschwein ist sehr behend, sehr beweglich, es läuft mit äußerster Geschwindigkeit. Mit den Hirschen kann es natürlich an Schnelligkeit nicht wetteifern, und sein gedrungenen Körper mit dem mächtigen Kopfe, mit den dichten dunklen Borsten giebt ihm einen Anschein von Plumpheit. Es ist aber durchaus nicht plump, es dreht sich leicht nach rechts und links, springt behend mit seinesgleichen umher und fährt blitzschnell auf seinen Feind los. Seine Gemüthsart ist im Allgemeinen friedlich, behäbig grauzend trotzet es dahin. Es ist selbst, besonders in jugendlicherem Alter, zum Scherzen aufgelegt, und die ganz jungen Thiere verbringen ihre ganze Zeit in gegenseitigem Necken und Spielen, in Springen und Umherrollen. Die Alten freilich sind leicht reizbar und werden dann wüthend und böseartig. Zur Paarungszeit kämpfen die Eber miteinander, doch ist der Ausgang selten tödtlich.

Das Wildschwein ist kein stumpfsinniges, dummes, Thier. Geruch und Gehör sind bei ihm wohl ebenso gut entwickelt wie nur bei irgend einer anderen Wildart. Das Gesicht ist jedoch nicht sehr scharf. Es bemerkt sehr bald den herannahenden Feind und achtet sehr wohl auf Alles, was in seiner Umgebung vor sich geht. Dagegen ist es keineswegs so scharf wie die Hirsche, es ist ohne Zweifel ein recht muthiges Thier. Und der Eber besitzt in seinen Hauern, die ihm aus den Unterkiefen weit in die Höhe ragen eine fürchtbare Waffe, die er vorzüglich zu handhaben versteht. Mit ihnen schlitst er herannahenden Hunden den Bauch auf; verwundet, greift er auch den Menschen an und bringt ihm leicht tödtliche Wunden bei. Auch die Wache ist sehr gefährlich, da sie, angeschossen, den Menschen über den Haufen rennt und mit ihren Zähnen zerfleischt. Solch ein vierschrötiges, starkes und auch beinahe meterhohes Thier ist ein gar gefährlicher Gegner. Allein diese böseartigen Eigenschaften zeigt es doch nur auf der Jagd, wenn es in die Enge getrieben

oder verwundet wird. Für gewöhnlich läuft es weg, wenn sich ein Mensch ihm nähert.

Ungeheuer schädlich wird das Wildschwein durch seine Verwüstungen, welche es auf den Feldern anrichtet. Es hat die Gewohnheit, die Erde mit dem Klüffel aufzustoßen und so wahre Aderfurchen zu ziehen, um nach Würmern, Mäusen, Wurzeln zu suchen. So wühlt es denn nicht nur die Kartoffelfelder vollständig auf, um die Kartoffeln zu verzehren, sondern es verwandelt auch die Getreidefelder, überhaupt alle Fluren in ein aufgebrochenes Land. Dabei zerstampft und vernichtet es alle Feldfrüchte, soweit es dieselben nicht anbeißt oder verzehrt. Es haust bedeutend schlimmer als der Edelhirsch in den Feldern und da der Schaden, den es hier anrichtet, gar so groß ist, so werden Wildschweine jetzt meist nur noch in umhegten Waldbezirken gebildet. Allerdings giebt es noch gegenwärtig in Deutschland gerade genug Gegenden, in denen die Wildschweine ungestört ihr verderbliches Treiben entfalten können.

Das Wildschwein frisst alles Genießbare, was es giebt oder was es bekommen kann. Alle Früchte, Körner, grüne Pflanzen, Wurzeln, Knollen, selbst Pilze sind ihm recht, aber auch Fleischkost verschmäht es nicht, es frisst alles Kleingethier, das es aufstöbert, Insekten, Schnecken, Würmer, selbst Fische, vor Allem aber Mäuse. Es geht selbst an größere Thiere, wenn diese sich nicht mehr schleppen können, jagt manchmal angeschossenem Wilde nach und verzehrt allerhand gefallene Thiere, selbst wenn sie schon lange in Verwesung übergegangen sind. Wer so Alles, was auf der Straße liegt, verzehren und in Körperfett umwandeln kann, der hat es freilich gut auf der Welt. Und die Wildschweine fühlen sich auch äußerst wohl. Sie sind früher, als der Mensch noch nicht den wüthenden Kampf gegen sie unternommen hatte, in Deutschland allenthalben äußerst zahlreich gewesen. Hitze wie Kälte schadet ihnen nichts, Krankheit ist ihnen unbekannt. Früher hatten sie allerdings auch in Deutschland im Wolf und Luchs respektable, aber doch nicht übermächtige Feinde. Die Lebensfähigkeit des Wildschweines besteht aber außerdem, gleichwie beim Hasen, in der großen Fruchtbarkeit. Die Wache wirft nur einmal im Jahre Junge, dann sind es aber 8, 10, 12, ja wohl über 20 Stück. Wenn man bedenkt, wie wenig fruchtbar sonst die größeren Säugethiere sind, so kann man daran die Ueberlegenheit des Schweinegeschlechtes ermessen.

Die jungen Thiere sind sehr muntere, lebenslustige Wesen, in der ersten Zeit haben sie eine auffällige gelbliche Streifung längs des Rückens, die ihnen sehr gut steht. Die Wache sorgt sehr aufmerksam für ihre Kleinen, und sie verteidigt sie, ganz im Gegensatz zu den bereits erwähnten Wildarten mit viel Muth, Aufopferung und Geschick gegen alle Feinde. Die Wildschweine sind überhaupt gefellige Thiere, auch sie schaaren sich zu Rudeln zusammen ähnlich wie die Edelhirsche. Während des Tages halten sie sich in ihrem Kessel, einem ausgehöhlten, höchstens mit etwas Laub oder Moos ausgepolsterten Lager auf, Abends gehen sie dann auf Nahrung aus, zuvor nehmen sie meistens ein Bad in irgend einem Tümpel, von dem sie gewöhnlich schnurstrich heranspringen, als sie hineingekommen waren. Mit dem Schmutz nehmen sie es überhaupt nicht zu genau, bei ihrer Erd- und Wühlarbeit können sie auch nicht daran denken, immerfort Toilette zu machen wie ein Singvögelchen oder gar wie ein Kästchen. Alles in Allem können diese vierschrötigen, kernigen, behäbigen, gut gelaunten Thiere nur Sympathie erwecken. Aber des ungeheuren Schadens wegen, den sie in Wald und Feld anrichten, sollten sie nur in fest umhegten Waldbezirken gebildet werden.

Ohne Zweifel sind die bisher genannten Jagdthiere bei Weitem die schädlichsten, die wir in Deutschland kennen. Denn das Glenthier und der Biber spielen, da sie im letzten Stadium des Aussterbens begriffen sind, keine Rolle bei uns; auch der Damhirsch und die Gemse sind immerhin selten und nicht so schädlich. Der Dachs ist direkt nützlich. Nur Meister Meinecke, der fagemummobene, schlanke Lagenichts, soll uns noch ein wenig beschäftigen. Er ist allen

Jägern außerordentlich verhasst, und kein Mittel, selbst das Giftlegen nicht, ist niedrig genug, als daß es gegen ihn nicht angewendet würde. Allerdings stört er das Vergnügen der jagenden Herren ganz bedeutend; junge und alte Hasen, Fühner aller jagbaren Arten, Rehföhler, erbeutet er in hinreichender Anzahl. Wer das aber nicht als ein großes Unglück, sondern gar als ein gutes Werk im Interesse der arbeitssamen Landbevölkerung ansieht, der muß über den alten Känteschmid ein weit günstigeres Urtheil bekommen. Er ist gewiß, das muß Jeder zugeben, ein geriebener Schurke, und manches Huhn, manche Gans hat er schon aus dem Stalle weggeholt. Allein er ist doch sehr vorsichtig und sucht seine Mäuserien gewöhnlich in einzeln stehenden Gehöften anzuführen, für die so wie so eine gute Umzäunung gegen Wildschaben und feste Stallungen gegen den Einbruch von Marder und Iltis eine Nothwendigkeit ist. Man braucht indeß den Schaden, den Reinecke durch seine Diebereien mitunter anrichtet, nicht zu verkleinern, trotzdem ist dieser weit besser als sein Ruf. Der Fuchs hat nur selten das Vergnügen, Fühner- und Gänsebraten zu bekommen, für gewöhnlich muß er — um die Werbung des bekannten Viebes hier zu gebrauchen — mit der Maus fürlieb nehmen. Und er vertilgt sehr viel Mäuse, dieses schädlichste Gethier der Getreidefelder. Das macht manche Verbrechen, die er sonst auf dem Kirchhof hat, wieder gut. Meist Reinecke ist auch ein schlimmer Vogelfeind; er überfällt viel brütende Vögel und raubt ihre Jungen. Aber der Mäusevertilgung wegen muß man ihm Manches verzeihen.

Der Fuchs ist nicht ganz der verschlagene Sammer, als der er in Sage und Dichtung antritt. Manche neueren Forscher, wie Pechuel-Loëhe, wollen ihn sogar nicht mehr Klugheit und Verstand zuschreiben als anderen vom Menschen arg verfolgten Jagdhieren. Es scheint, daß es unter den Füchsen, wie ja überhaupt bei den geistig so hoch entwickelten Säugethieren, verschiedene Individualitäten gäbe. Bekannt sind jedenfalls sehr viele Beobachtungen, nach denen Meist Reinecke ein verschlagener Gejelle ist. Er stellt sich schlafend und wartet so lange, bis ein Thier, vielleicht ein Vogel, dicht an ihn herantrommt, oder sich gar auf ihn setzt. Alsdann faßt er mit einer schnellen Bewegung das unvorsichtige Opfer und beißt es todt. Er kann vorzüglich lauern und schleichen und Thiere überfallen, ohne daß sie etwas von dem Aufwanklinge merken. Nie vergißt er seine Eitelkeit. Bei seinen Bewegungen sieht er immer auf Deckung. Er schleicht im hohen Gras oder Getraide dahin; führt ihn sein Weg aus dem Gehölz heraus, so benützt er einen Pfad, wo einzelne Büsche ihn verbergen und eine Verbindung mit seinem Ziele gewahrt. Der angestrichelten Felle gegenüber ist er sehr aufmerksam; gewöhnlich geht er nur dann in die Falle, wenn ihm mehrere Tage lang vorher der Rader an derselben Stelle ausgelegt worden ist. Aber auch dann noch traut er nicht recht; er geht von allen Seiten um die Falle herum, guckt sich den Rader wieder und wieder an, schnuppert und prüft, um schließlich, wenn der Appetit bei ihm gar zu reg wird, doch zu unterliegen.

So vorsichtig der Fuchs für gewöhnlich ist, so wird er doch außerst dreist, sobald er sich Herr der Ebene fühlt. Es kommt häufig vor, daß er dem Jäger das angelegene Wild vor der Nase weghebt oder, daß er am hellen Tage sich ein Huhn aus einem Gehöft wegschleppt und den naherstehenden Henschen des Raubers laßt. Außerst geschmeidig und behende sind die Bewegungen des Fuchses, er läuft außerordentlich geschwinde, er geht sogar in's Wasser und schwimmt nicht ungewandt, selbst ein wenig zu fließen versteht er, wenn der Raum etwas gezogen und mit geeigneten Aesten versehen ist. In der Roth wird er mitunter sehr mutig. Angeschossen und verwundet, wendet er sich nicht rückwärts, um die Hunde, die ihn verfolgen, mit Stößen zu irritiren. Und die gewöhnlichen Jagdhunde, die solche Dreistigkeit noch nicht gesehen haben, lassen sich dadurch sehr oft einschüchtern.

Der Jäger ist so folger Dämon auf Meist

Reinecke natürlich nicht gut zu sprechen. Jeder Andere sollte dagegen das begabte Thier milder beurtheilen. Trotz der harten und struppelosen Verfolgung ist dasselbe indeß nirgends ausgerottet worden. Das liegt zum großen Theil an der Sorgfalt, mit der es seine Jungen beschützt. In verborgenen Orten in unterirdischen Höhlen, die es meist dem Dachs abgeräubert hat, in hohlen Baumstämmen bringt die Füchsin ihre Jungen zur Welt; gewöhnlich sind es ihrer drei bis sieben. Sie bleibt lange Zeit bei ihnen und versorgt sie reichlich mit Nahrung. Später geht sie mit ihnen aus, spielt mit ihnen und unterrichtet sie in ihrem blutigen Handwerk. Gegen Feinde vertheidigt sie die Kleinen sehr wacker, erscheint ihr der bisherige Aufenthaltsort nicht mehr sicher, so schleppt sie die Jungen in ihrem Maul nach einer anderen Stelle. Aber selbst wenn diese bereits flink laufen können, bleiben sie noch bei der Mutter, etwa ein halbes Jahr lang müht sich diese mit ihnen ab, bis sie zu selbstständigen, in allen Künsten und Listen vollkommene Persönlichkeiten geworden sind.

An Gewandtheit und Klugheit dem Fuchse ebenbürtig ist ein anderes Raubthier, das seines kostbaren Pelzes wegen eifrig gejagt wird: der Fischotter. Er ist ein Marder, der ganz an das Wasserleben angepaßt ist, zwischen dessen Fellen sich Schwimmhäute ausspannen und dessen lange, fast bandartige Gestalt sich außerordentlich gut zur Fortbewegung in dem nassen Element eignet. Die kurzen starken Füße sind ausgezeichnete Ruder, der lange Schwanz ein vorzügliches Steuer. Kein anderes Thier, wohl auch der Fischreiher nicht ist der Fischerei so schädlich wie der Fischotter. Ihm entgeht so leicht kein Fisch, mit unglaublicher Schnelligkeit und spielender Gewandtheit durchdringt er das Wasser, hebt die Fische bis sie müde sind, jagt sie in Buchten, wo sie ihm nicht entgehen können, treibt sie in Vertiefen, aus denen er sie leicht hervorholt. Kleine Teiche, die mit Fischen gut besetzt sind, raubt er in kurzer Zeit leer. Im Seen und Flüssen betreibt er sein Handwerk so gründlich, daß bald eine Abnahme der Fische zu bemerken ist. Im Falle, daß er sein Gebiet bereits gehörig abgeweidet hat, erbeutet er aber auch Wasservögel und deren Eier. Ja, er geht gelegentlich sogar an Geselligkeit und Geselschaft des Wassers lebt. Denn auch auf dem Lande ist der Fischotter sehr geschickt und schnell in seinen Bewegungen.

Diesem so überaus schädlichen Thiere ist doch sehr schwer beizukommen. Nur selten gelingt es dem Jäger, ihn auf dem Anstade in der Nacht zu erlegen. Er wittert die Nähe des Menschen sehr leicht und läßt sich alsdann nicht blenden. Besser fängt er sich in Fallen, die vor seinem Bau angebracht und im Wasser aufgestellt werden. Der Fischotter gräbt sich nämlich am Ufer eine Höhlung, die einen Ausgang hinab unter die Oberfläche des Wassers besitzt. Bei Gefahr flieht er stets in's Wasser, das sein eigentliches Lebensgebiet ist. Die Vermehrung des Fischotters ist nicht gerade stark, aber das weibliche Thier läßt ihren Jungen eine ebenso liebevolle und sorgfältige Pflege und Erziehung zu Theil werden wie die Füchsin. Daß der Fischotter ein sehr begabtes Thier ist, das zeigt sich auch darin, daß er gezähmt sehr zutraulich zum Menschen wird, gleich einem Hunde allerhand Kunststücke ausführen lernt, selbst zum Fischfang abgerichtet werden kann. Auch der Fischotter ist eines von den Säugethieren, die wohl nie ganz ausgerottet werden können. Der Mensch wird immer wieder große Beschädigungen des Fischstandes von ihm hinnehmen müssen, ohne sich seiner ganz erwehren zu können. Es wäre ja immerhin möglich, daß einmal die Zeit kommen könnte, wo der Mensch der unbeschränkte Herr der Thierwelt wäre, aber diese Zeit ist sicher noch sehr fern, und wenn sie da sein wird, dann wird es andere Sorgen geben. Aber jedenfalls könnte auch heutzutage noch Vieles geschehen, um den Schaden, den der Mensch von den Jagdhieren erfährt, bedeutend zu verringern. Alle diese Thiere sind bisher meist nur von Jägern in ihrem Werthe bemessen worden. Die Jagd ist aber in erster Linie ein

Sport, ein Spiel, kein Nahrungszweig. Deshalb ist es nöthig, diese Thiere von einem Standpunkte zu bewertigen, der das allgemeine Interesse des Volkes berücksichtigt. Von diesem Standpunkte aus wird allerdings, wie wir gesehen haben, manches Weiße schwarz und manches Schwarze weiß. Das ist aber heutzutage mit vielen Dingen der Fall.

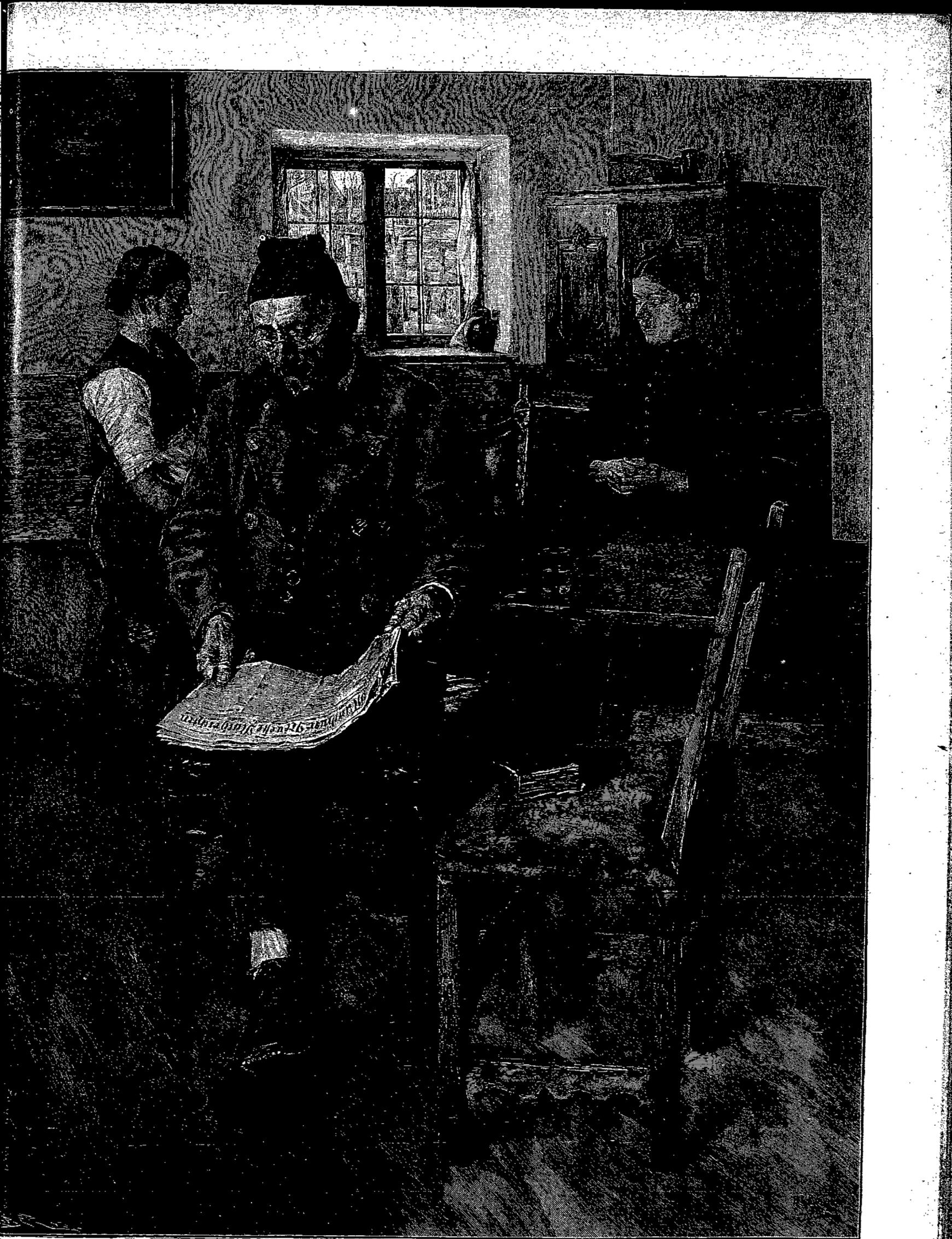
Wasser und Eis.

Von Karl Werner.

Nicht von der wirthschaftlichen Bedeutung des Wassers soll hier die Rede sein, sondern von seinem physikalischen Verhalten gegenüber dem Eise. Der Leser denkt vielleicht: Nun, das ist ja etwas ganz Einfaches und Selbstverständliches; Eis ist eben gefrorenes Wasser. Entzieht man dem Wasser Wärme, so wird es kälter und kälter, und schließlich gefriert es, es erstarrt zu Eis; führt man umgekehrt dem Eis wieder Wärme zu, so beginnt es zu schmelzen und wird wieder flüssiges Wasser. Zwischen Eis und Wasser zeigt sich also genau das gleiche Verhältniß, wie bei allen anderen Stoffen. Für jede Substanz giebt es eine Temperatur, über die hinaus sie sich nicht erwärmen läßt, wo sie schmilzt und flüssig wird; und umgekehrt erstarrt jede Flüssigkeit, wenn ihr die Wärme wieder entzogen wird. Die Schmelz- oder Gefrieretemperatur liegt bei manchen Körpern außerordentlich hoch; Eisen, Gold und andere Metalle sehen wir unter normalen Verhältnissen immer nur in festem Zustande; aber auch für sie giebt es Temperaturen, bei denen sie weich und flüssig werden, so daß man sie in bequemster Weise wie Wasser in Gefäße und Formen gießen kann. Wie die Metalle, so erweicht sich auch das härteste Gestein bei genügender Hitze, das erst bei Abkühlung seine Härte gewinnt. Der einzige Unterschied der Stoffe in dieser Beziehung scheint lediglich in der Temperatur zu liegen, die sie noch in festem Zustande vertragen. Bei den Edelmetallen und verschiedenen Gesteinsarten geht sie weit über 1000 Grad hinaus, bei Wasser ist sie 0 Grad, so daß wir das Wasser nur in der Winterkälte in festem Zustande, als Eis, erblicken, bei anderen Stoffen, dem Quecksilber z. B., liegt sie noch erheblich tiefer, so daß gefrorenes Quecksilber zu den Dingen gehört, die man nur selten zu sehen bekommt.

Aber das Verhältniß von Wasser und Eis ist doch ein wenig komplizirter, als daß es hierdurch erschöpft wäre. Zunächst ist ja die Thatsache bekannt, daß Eis auf dem Wasser schwimmt, also leichter ist als Wasser; das Wasser dehnt sich beim Fröhen aus, nimmt einen größeren Raum ein. Die meisten Körper ziehen sich beim Erfalten zusammen, so daß sie immer dichter werden, je kälter sie werden. Das Wasser verhält sich bei gewöhnlichen Temperaturen ganz ebenso: mit zunehmender Kälte wird es dichter und schwerer; deshalb sinkt auf unseren Seen und Flüssen das kältere Wasser beständig zu Boden, so daß bei Abkühlung sehr bald eine gleichmäßige Temperatur in der ganzen Wassermasse herrscht. Aber dieses Verhalten erreicht eine Grenze bei 4 Grad Celsius; ist diese erreicht, so zieht sich das Wasser bei weiterer Abkühlung nicht mehr zusammen, dehnt sich vielmehr wieder aus und wird leichter; bei 0 Grad Celsius ist die Dichtigkeit des Wassers also am größten.

Eine vollkommen zufriedenstellende Erklärung dieses merkwürdigen Verhaltens steht noch aus; eine wichtige Folge desselben ist unser Klima, das sonst selbst im Sommer nicht zu erheblicher Wärme gelangen könnte. Stellen wir uns einmal vor, was geschähe, wenn das Wasser bei weiterer Abkühlung sich weiter zusammenzöge. Die kälteren Schichten würden weiter nach unten sinken, so daß beim Nahen des Winters bald alle Seen und Flüsse bis auf 0 Grad abgekühlt wären. Wenn dann die Temperatur noch weiter sinkt und der Frost beginnt, so müßten auch die auf der Oberfläche sich bildenden



Zeitungsläser. Nach einem Gemälde von Wilhelm Leibl.

Eismassen in die Tiefe sinken und in sehr kurzer Zeit wäre Alles bis auf den Grund zugefroren.

Abgesehen von der Unmöglichkeit des reichen Lebens, das sich in den Tiefen der Gewässer entwickelt hat, würde auch das Aufstauen und Schmelzen im Sommer anders vor sich gehen, als heute. Die Schichten an der Oberfläche würden schmelzen, und als leichtere oben bleiben; nur sehr langsam könnten sich Wärme und Schmelzung in die Tiefe fortsetzen. Wir würden daher ständig Eis am Grunde haben, über welchem das Wasser keine sehr hohe Temperatur annehmen kann. Die Wasser- und Eismassen würden kolossale Wärmemengen verschlucken, ohne doch völlig aufzutauen, und unsere mittlere Temperatur beträchtlich herabdrücken.

Statt dessen bilden unsere Flüsse und Seen wahre Wärmereservoirs, welche einen großen Theil der Sommerwärme auch noch im Winter bewahren. Das Wasser, welches sich unter 4 Grad abkühlt, dehnt sich wieder aus, wird leichter und sinkt deshalb nicht nach unten. Nur sehr langsam, durch Leitung, verbreitet sich die Kälte nach unten; in der Tiefe herrscht noch immer die Temperatur von 4 Grad, wenn die obersten Schichten sich bereits auf 0 Grad abgekühlt haben und zu erstarren beginnen. Und auch dann sinken die erstarrten Theile nicht unter, sondern eine schützende Eisdecke legt sich über das Wasser, das unter ihr verhältnißmäßig warm bleibt. Da die Kälte nur durch Leitung weiter dringt, so ist schon ein sehr harter und andauernder Winter notwendig, wenn die Eisdecke auch nur einigermaßen dick werden soll; meterdicke Eisschichten gehören bei uns zu den größten Seltenheiten, und auch unter ihnen befindet sich Wasser, das in einiger Tiefe selbst im harten Winter immer noch fast 4 Grad warm ist. Daher genügt die Wärme des Sommers, um die im Winter gebildeten Eismassen wieder in verhältnißmäßig kurzer Zeit zum Schmelzen zu bringen, so daß von ewigem Eis keine Rede sein kann.

Dieses Verhalten des Wassers und Eises ist ziemlich bekannt, wenn man sich auch die Konsequenzen nicht immer ganz deutlich vor Augen hält. Aber weit wichtiger noch, als diese Thatsachen, müssen für uns die Verhältnisse des Meereswassers zu dem dort gebildeten Eise sein; handelt es sich doch um viel gewaltigere Massen, deren Verhalten einen weit größeren Einfluß noch auf unser Klima ausüben muß, als das der heimischen Gewässer. Die Verhältnisse der Süßwasser- oder Landseen kann man keineswegs ohne Weiteres auf die Weltmeere übertragen, denn diese haben salziges Wasser, und der Salzgehalt verändert die Eigenschaften des Wassers ganz erheblich.

Salzwasser erreicht seine größte Dichte nicht bei 4 Grad, sondern je nach seinem Salzgehalt bei tieferen Temperaturen. Die Erfahrungen, welche man bei Versuchen mit Kochsalzlösungen erhält, gelten nicht ohne Weiteres für das Wasser der Meere, da diese zwar vorwiegend Kochsalz, aber daneben auch Kalium-, Calcium-, Magnesiumsalze enthalten. Das Wasser der Polarmeere enthält etwa 2,8 Prozent Kochsalz und noch nahezu 1 Prozent anderer Salze. Direkte Versuche mit solchem Wasser haben ergeben, daß es sich bei Abkühlung unter 4 Grad und selbst unter 0 Grad noch immer mehr zusammenzieht und seine größte Dichte bei $-3\frac{1}{2}$ Grad ($3\frac{1}{2}$ Grad unter Null oder $3\frac{1}{2}$ Grad Kälte) erreicht. Die Scontritemperatur solches Salzwassers liegt aber höher, schon bei -2 Grad, und deshalb konnte man vermuthen, daß das Eis des Meereswassers dichter und schwerer sein muß, als dieses Wasser selbst oberhalb seines Scontripunktes. Wäre dies richtig, so müßte das Eis zu Boden sinken, und das gewöhnliche Polarbeden völlig ausfüllen. Angeht es bei kolossalen Eisbergen, welche alljährlich nach Süden treiben — ihre Höhe von dem unter Wasser befindlichen Fuß bis zum Gipfel gerechnet, erreicht nicht Hundert Meter — könnte man fast auf die Vermuthung kommen, es handele sich hier um losgerathene Massen solcher bis auf den Grund verdrängter Meeresheile. Aber diese gigantischen Massen schwimmen ja im Wasser, je rascher mit

ihrer Spitze aus dem Wasser hervor, sie sind also leichter als das Meereswasser, und können daher nicht vom Grunde desselben stammen. Auch wissen wir seit Nansen's berühmter Entdeckungsfahrt, daß das nördliche Polarmeer kein flaches Becken, sondern eine Tiefsee von 3000 bis 4000 Meter Tiefe ist. Ueberhaupt stammen diese schwimmenden Eisriesen nicht aus dem Polarmeer, sondern vom Lande, sie sind gar nicht gefrorenes Meereswasser, sondern echtes Landeis. Die Eisberge, welche der Befahrer des nördlichen Eismeeres noch häufiger trifft als der Nordpolfahrer, sind eines der sichersten Zeichen, daß auch in der Gegend des Südpols größere Landmassen existiren, wenn es auch freilich noch nicht ausgemacht ist, ob es sich nur um Inselgruppen nach der Art von Spitzbergen und Franz-Josephs-Land handelt, oder um einen ausgedehnten Kontinent nach der Art Grönlands.

Die Eisberge sind nichts Anderes, als die Enden von Gletschern, die sich in den Polarländern in derselben Weise bilden, wie die Gletscher in unseren Alpen; auch dort ist die Sonne selbst im Sommer nicht im Stande, den Schnee, der das Jahr über fällt, zum Schmelzen zu bringen. Der anfangs lockere Schnee wird durch den Druck der sich darüber lagernden neuen Schneeschichten und durch Zusammenpressen des am Tage schmelzenden und Nachts wieder frierenden Schnees in grobkörnigen sogenannten Firnschnee umgewandelt, der im weiteren Verlaufe mehr und mehr vereist; daß man durch Druck eine Menge kleiner Eistückchen zu einer kompakten Eismasse zusammenpressen kann, läßt sich im Kleinen leicht zeigen. Bei der Bildung der Gletscher geht dieser Vorgang im Großen vor sich, so daß in den tieferen Lagen aus dem kompakten Gletschereis entgegentritt. Eng sich an die Formen und Krümmungen des Berges anschließend fließt dieses Gletschereis, von der eigenen Schwere und dem Druck der immer neu fallenden Schneemassen getrieben, bald langsamer, bald schneller, je nach der Stärke der Neigung und dem Nachschub vom Firnsfeld, zu Thal. Im Thal überwiegt die Wärme, und es tritt starkes Abschmelzen des Eises ein, so daß der Gletscher eine bestimmte Grenze erreicht. Freilich ist sie nicht feststehend; der Nachschub kann stärker sein als das Abschmelzen, dann rückt der Gletscher vor; es kann auch das Abschmelzen überwiegen, dann weicht der Gletscher zurück. Bei den Gletschern unserer Alpen wechseln Zeiten des Vorrückens mit solchen des Zurückweichens; bei den Gletschern Grönlands dagegen sowie der anderen arktischen Länder und ebenso bei den Gletschern der antarktischen Länder am Südpol ist das Abschmelzen nie stark genug, um dem Strome des Eises eine Grenze zu setzen, die Eismassen werden stetig weiter zu Thal geschoben, bis der Eisstrom an der Küste anlangt, wo die in's Meer geschobenen Enden abbrechen und als Eisberge ihre Fahrt nach wärmeren Gegenden fortsetzen; ganz allmählig werden sie dabei verzehrt und gehen schließlich im Wasser des Meeres auf.

Die Größe der Eisberge ist eine ganz enorme; im nördlichen Eismeere sind Berge, die mehr als 60 Meter aus dem Wasser herausragen, durchaus nichts Seltenes. Indem man die Dichte des Eises zu 0,9 rechnet, würde sich ergeben, daß der im Wasser hervorragende Theil neunmal so hoch ist. Rechnet man aber auch nur das Siebenfache (wegen der größeren Schwere des Meereswassers), so erhält man 420 Meter, also für den ganzen Eisberg eine Höhe von 480 Meter. Eine Vorstellung von solcher Höhe mag man sich machen, wenn man bedenkt, daß der Thurm des Berliner Rathhauses nur eine Höhe von 74 Meter erreicht. Der riesigen Höhe entsprechen auch die anderen Dimensionen. Längen von 5 Kilometer sind durchaus nichts Seltenes; im April und Mai 1872 wurde im Südatlantischen Ozean, unter $42-46$ Grad südl. Breite, von mehreren Schiffen ein Eisberg von 50 Kilometer Länge getroffen. Nehmen wir 5 Kilometer Länge und Breite an, so ergiebt sich bei nur 400 Meter Höhe ein Rauminhalt von $5000 \times 5000 \times 400 = 10\,000\,000\,000 = 10$ Milliarden Kubikmeter oder, da jeder Kubikmeter 1000 Liter faßt, gleich 10 Billionen Liter. Die Masse eines

solchen Eisriesen würde danach etwa 9 Billionen Kilogramm oder 9 Milliarden Doppelzentner betragen. Alljährlich schwimmen Tausende solcher Eisberge von den Polarländern nach Süden und Norden; zu halten, wie man sieht, diese unzugänglichen unwirtlichen Regionen in einer engen Verbindung, in regem Massenaustausch mit der übrigen Erde.

Doch kehren wir wieder zum Meereswasser und dem aus ihm gebildeten Eise zurück. Thatsache ist, daß auch dieses auf dem Wasser schwimmt, daß auch in den Polarmeeren das Eis nicht zu Boden sinkt, also leichter ist als das Wasser.

Merkwürdig ist das aus dem Meereswasser entstandene Eis leicht von dem Landeis zu unterscheiden während dieses in großen Eisbergen in's Wasser getrieben wird, bildet das Meereis einzelne Schollen die selten mehr als drei bis vier Meter Dicke erreichen. Diese Schollen können freilich sehr zahlreich werden, sich in's und übereinander schieben und weite unübersehbare Eisfelder von wild zerklüfteter Beschaffenheit bilden, in die kein Schiff einzudringen vermag, und über die ein Schlitten nur mit den größten Schwierigkeiten hinweg kommt. Diese sogenannte Packeis hat oft dem Vordringen der Polarforscher ein Ziel gesetzt, über das sie nicht hinauskommen. Mehr als ein Schiff, das unvorsichtig in zu dichtes Packeis gerieth, konnte den Milweg nicht finden, froz ein und mußte einen unfreiwilligen Winter im hohen Norden verbringen; und von Glück konnte die Mannschaft noch sagen, wenn das Schiff im Sommer wieder frei wurde; nicht selten wurde es von den sich ineinanderschiebenden Eismassen zerquetscht und zertrümmert.

Welches ist nun der Grund, daß das Meereis nicht unter sinkt, sondern ebenfalls auf dem Wasser schwimmt, obwohl doch dieses Salzwasser bei weitem Abkühlung noch dichter wird?

Freilich beginnt Salzwasser bereits bei einer Temperatur, bei der es seine größte Dichte noch nicht erreicht hat, Eis abzuschneiden; aber dieses Eis ist nicht etwa erstarrtes Salzwasser, es ist vielmehr gewöhnliches Süßwasser, in welchem sich das Salz nur in der Weise vorfindet, daß Tröpfchen der flüssigen Salzlösung von dem sich bildenden Eis umschlossen werden. Nur nach Maßgabe dieser eingeschlossenen Salzmenge liefert das Eis beim Schmelzen salziges Wasser, das einen viel geringeren Salzgehalt hat als das Meereswasser, aus dem es ursprünglich entstanden ist. Läßt man dieses Wasser von Neuem gefrieren, so enthält das Eis fast gar kein Salz mehr.

Ist also das Packeis kein gefrorenes Meereswasser, sondern wird das Wasser beim Frieren gereinigt, so kann es auch nur die Dichte des gewöhnlichen Süßwassereises haben und muß auf dem Salzwasser des Meeres um so mehr schwimmen als das Salzwasser schwerer ist, als gewöhnliches Wasser. Infolgedessen wird auch das Polarmeer genau wie das Süßwasser der Binnenländer, durch die schließende Decke vor dem vollständigen Ausfrieren bewahrt. Der Sommer kann deshalb in den Polarregionen trotz seiner Kürze das im Winter entstandene Eis zum Schmelzen bringen und den Winter verhindern, sich allzuweit nach Süden auszudehnen. So hat sich ein gewisses Gleichgewicht hergestellt, durch welches eine dauernde Eiszeit für Europa verhindert wird; ohne dies merkwürdige Verhalten des Eises salzigen Wassers würde der ewige Winter sich bald bis zu uns erstrecken, während wir in Wirklichkeit oft recht milde Winter haben. In diesem Jahr z. B. hat sich der Winter überhaupt kaum bemerklich gemacht. Es hängt das vermuthlich mit den Verhältnissen in den nördlichen Meeren zusammen. Wird das Eis in der Barents-See nördlich von Norwegen herabgetrieben, so bringt es uns einen strengen Winter. Ist die Barents-See dagegen verhältnißmäßig eisfrei und ziehen die Eismassen bei Grönland gen Süden, so wird der warme Golfstrom nach Osten gedrängt und wir bekommen einen verhältnißmäßig warmen Winter, während der Einfluß des Eises sich in Nordamerika in einem strengen Winter geltend macht. Der ewige Winter dagegen bleibt auf ein kleines Gebiet unmittelbar am Pole beschränkt. —

Den Göttern zum Opfer.

Novelle von Waclaw Sirko-Sieroszewski.

(Fortsetzung.)

Mumara hörte auf zu sprechen, senkte den Kopf und rief wieder mit seiner rechten Hand sein rechtes Ohr. Alle schwiegen. Und bei dieser ungeheuren Aufmerksamkeit schien es ihnen, daß sie das Geräusch jeder einzelnen Welle im Fluße, das Geräusch eines jeden vom Winde bewegten Zweiges hörten. Plötzlich erkante inmitten dieser einsüßigen Ruhe ein anderer Schall. Alle Gesichter erhellteten sich und alle Köpfe wandten sich nach der Richtung an, von welcher er kam.

Der junge Miore, Seltitschan's Sohn, neigte sich zu seinem Vater und sprach:

„Vater, dort kommen die Unsern!“

„Ja, freilich, sie kommen!“

Die Karawane näherte sich wirklich.

Die Alten blieben auf ihren Plätzen, doch die Jungen schickten sich eines nach dem anderen aus dem Kreise und sammelten sich am Saume des Thales, wo man die Ankommenden besser sehen konnte; diese erschienen eben im Eingang des Thales.

An der Spitze ritt auf einem dunkelgelben Rennthiere ein junges Mädchen. Ihre reich mit Silber besetzte Tracht wies darauf hin, daß sie von der ganzen Familie geliebt und geschätzt wurde. In der Hand hielt sie einen Speiß und auf dem Kopfe lag sie im Haar eine farbige Binde, mit Glasperlen verziert. Sie ritt voran und schnitt die weißen und roten Kleider der Satteltaschen oder Kleider der anderen Reiter beschädigen könnten. Sie schwenkte den Speiß in die Höhe und die ältere Schneide warf die Sonnenstrahlen zurück; die Welle schwebte das Eisen wie ein Irwisch über dem Kopfe des Mädchens, fuhr dann längs der silberglänzenden Schürze hinunter, bis es endlich in gelber Hand geworfen, in grünen Büschen und Sträuchern verschwand.

„Chotal Chogai!“ riefen die entzückten Jünglinge.

Das Mädchen war von zwei schwarzen Hunden begleitet, welche bald vorausliefen, bald zurückkehrten, Alles ohne Ausnahme beglückten und beschmeißelten.

Man folgten schwer beladene Rennthiere in langer Reihe. Auf einigen von ihnen saßen Männer oder Frauen und junge Frauen. Die Kinder saßen ganz hinten, dick, fett und unbeweglich.

Am Ende der Karawane trieben zwei bewaffnete Reiter mit Hilfe von Hunden eine Herde von Rennthieren ohne Satteltaschen, unter denen auch Weibchen mit ihren Jungen waren.

Der ganze Lärm, das Getrappel und Getöse, die ängstliche Schnauben der Rennthierweibchen, die ihre in diesem Getümmel verlaufenden Jungen schützten; der Schall der Glöckchen, das Klappern der Hellen, welche an den Halsen der Thiere hingen; das Geschrei der Menschen, welche einander zuriefen die Herde in Ordnung hielten — dieses volle, aufstrebende Leben erfüllte das Thal mit einem lauten Lärm und ließ in ein den Zuhörern wohl bekanntes Geräusch zusammen, das Lied von dem Reichthum und Glück im freien Nomadenleben.

Alle Blicke entkammten sich und die Zuschauer erregten die Gefühle, welche die gleich Wandbildern auftauchenden Szenen und Gesichter in ihnen wachruhen, nicht mehr unterdrücken.

„Seht doch die alte Mioren!“

„Die wackere Alte!“

„Einst waren alle Tungusenfrauen so wie sie.“

„So sagt man.“

„Wie sie nur ihr Rennthier behende zu lenken versteht!“

„Ach was, das Rennthier. Man sagt, sie habe sich dem Seltitschan einen Sohn geboren, das ist besser.“

„Das ist wohl möglich. Majanlan's Frau ist doch älter und hat auch einen geboren.“

„Stille, da kommt Sala, des Alten Schwiegerbruder, von welcher man Lieder singt.“

„Sie ist doch wohl eines Liedes werth?“

„Ja freilich.“

„Ja, schwagt nur! Und wenn Euch Miore hört, dann giebt es eine Kauferei!“

„Ach was, Miore, wir fürchten ihn garnicht!“

„Seht, seht nur, der Laubsfall! Er fällt herunter!“

„Gewiß! Das Rennthier ist wild, sie hätten den Kleinen nicht darauf setzen sollen!“

„Ein tüchtiger Bursche! Der Alte wird Freude an ihm haben!“

„Und Tschun-Me?“

„Om! Tschun-Me... Tschun-Me...“ seufzten Einige und ihre Blicke suchten das Mädchen mit der stählernen Schneide über dem Haupte.

„Man sagt, der Fürst wünschte sie für seinen Sohn!“

„Ja freilich! Der Alte wird ihm aber seine geliebte Tochter nicht geben, gewiß nicht!“

Als Seltitschan's ältester Sohn, der berühmte Jäger, der „Schimmer des Eises“ benannt, vorbei geritten kam, da schwiegen Alle ehrfurchtsvoll.

Und als das letzte Rennthier der Karawane im Gebüsch verschwand und die zitternden Reste des Waldes sich hinter ihm schlossen, da erhob sich Seltitschan, nickte den Anwesenden zum Abschied mit dem Kopfe zu und ritt weg. Es sollte bedeuten, daß er sie Alle bald bei sich erwarte.

Des Abends versammelten sich viele Menschen bei dem aufgeschlagenen Zelte des Greises; fast alle zeitweiligen Bewohner des Thales kamen zusammen. Der Wirth ließ einige Rennthiere schlachten, um seine Gäste zu bewirthet. Nach langem Fasten konnten sie sich an Fleisch und Fett satt essen. Sie ließen es sich gut schmecken und schmauseten also mit dem Reichthum wahrer Tungusen, vergaßen dabei ihre eben überstandenen Leiden und tanzten und sangen lustig dazu:

Chugaj-chegij! chogij-chyja!

Chyja-chumgaj! Chumgaj-choka!

Chaka-echando! — charga!...

Chorge-tschoo... o... tscha!...*

Die Alten saßen am Feuer, saßen der fröhlichen Jugend zu und sangen mit:

„Chugaj-chegij! chogij-chyja!“

„Was meinst Du, Oltungaba, Gott wird sich vielleicht erbarmen und die alte Fröhlichkeit in das Gebirge zurückkehren lassen?“ frug Seltitschan einen der Gäste, einen Greis.

„Unser Leben, Seltitschan, ist wie ein Schatten, der auf das Wasser fällt,“ antwortete Oltungaba in tiefem Nachsinnen.

* * *

Am nächsten Morgen erwachten alle Bewohner des Thales in einer besonders feierlichen Stimmung. Der Tag mußte ereignißvoll werden. Das Wetter war schön, der Himmel blau und hell, keine Spur von Wolken.

Als die Versammlung die Plätze eingenommen hatte, die Älteren und Vornehmeren in der ersten Reihe, die Jugend hinter ihnen und die Frauen und Kinder ganz außerhalb des Kreises, trat Oltungaba nach vielen Bitten vor die Versammlung und sprach:

„So fordert Ihr denn die Weissagung von mir, ohne Rücksicht auf mein hohes Alter?“

„An wen sonst könnten wir uns wenden?“

„Es giebt jüngere, mächtigere Zauberer!“

„Oh, Oltungaba! Keiner von uns würde es wagen, in Deiner Gegenwart zu wahr sagen!“ rief man ihm von allen Seiten zu.

Der Greis schwieg und warf der tiefbewegten Menge schräge Blicke zu.

„Du trägst noch Bedenken, und dieser Tag ist vielleicht der letzte für Viele von uns?“

„Ich denke nicht an mich allein, ich will mich nur mancher alten Sitten erinnern. Was kann ich Euch sagen? Ein schwerer Tag erfordert auch

* Laute ohne Bedeutung.

Schweres. Was soll ich die Gefahr vergebens wecken? Wenn sich kein tapferer Mann findet, so werde ich sterben müssen!“

„Dann sterben wir Alle! Du bist doch unser Freund, Oltungaba? Wir haben es beschlossen.“

„So soll es denn geschehen!“ willigte der Zauberer nach kurzem Bedenken ein.

Zwei von den berühmten Zauberern reichten ihm seine Zauberjacke mit den langen Fransen und den vielen metallenen Zierrathen und Glöckchen. Dann lösten sie das graue Haar des Greises auf und legten ihm eine eiserne Krone auf den Kopf. Gleichzeitig trocknete ein alter Tunguse, der Gehülfe des Zauberers, seine Trommel am Feuer. Als sie trocken und gespannt genug war, versuchte er mit einem Klöpfel ihre Spannkraft: Der dumpfe, wohlbekannte Schall ließ das Echo im Thale ertönen und unterbrach die Gespräche. Man breitete mitten im Kreise ein weißes Rennthierfell aus und wandte es mit dem Kopf gegen Süden. Der Alte setzte sich darauf, zündete seine Pfeife an, verschluckte den Rauch und trank Wasser dazu; dann verspritzte er das übrig gebliebene Wasser nach den vier Himmelsgegenden und, das Gesicht der Sonne zugewendet, blieb er wie erstarrt sitzen. Lange saß er so mit gesenktem Haupte, das Haar fiel ihm auf die Augen herab, sein Blick war auf die blendend weißen Gipfel der Berge geheftet. Endlich ging ein leichtes Zittern durch seinen Körper, ein gequältes Schluchzen entriß sich seiner Brust. Das Zittern und Schluchzen wiederholte sich immer öfter, bis es endlich in halb erkünstelte, halb wirkliche Krämpfe überging. In der Menge ließ sich ein Weinen und Nieszen vernehmen.

Eine alte Frau fiel in Krämpfen zu Boden. Gleichzeitig erschien auf der Erde neben dem Zauberer ein flüchtiger schwarzer Schatten, ein Adler schwebte zwischen ihm und der Sonne, die am Himmel stand. Ein durchdringendes Geschrei zerriß die Luft. Die Menge beugte sich wie das Gras, wenn der Wind darüber fährt.

„Wer hatte geschrien? War es der Zauberer oder der Adler?“ Kein Mensch wußte Bescheid.

„Ein schlunmes, sehr schlunmes Zeichen,“ flüsterete man in der Menge.

„Still!“

Man schlug die Trommel; der starke, dumpfe Ton erschallte wie Donner. Der Adler verschwand in der Ferne.

Wieder entstand geheimnißvolle Stille, nur von dem unendlichen Gemurmel des Zauberers unterbrochen. Nach einer Weile wurden Töne hörbar wie aus dem fernen Walde, wie aus der Tiefe des Gebirges; zuerst vereinzelt, dann in ein harmonisches Summen zusammenfließend, gleich dem Geräusch eines Bienenschwarmes oder dem Zwitschern der Vögel.

Das war Oltungaba, welcher seine Glöckchen bewegte. Nach und nach wuchsen die Töne, sie klangen immer stärker und näher, bald dem Nauschen eines Wasserfalles, bald dem Geplätscher eines Regengusses ähnlich, und dazwischen ertönten immer öfter dumpfe, schmerzvolle Seufzer. Plötzlich wurde die Trommel in die Höhe gehoben, fürchterlich gerüttelt, mit Schlägen wie Hagel überschüttet; sie brüllte wie eine Schaar wilder Thiere, die eine Beute erblickt. Und im selben Augenblicke schwieg sie, von einer Meisterhand auf das weiche Fell geworfen. Ein letzter Ton zitterte noch nach...

„O, Goloron!“ seufzte der Zauberer und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Und es wurde wieder ganz still. Man vernahm nur noch das Schluchzen, das Stöhnen und das unendliche Gemurmel des Wahrsagers; und wieder dieselbe Musik und wieder Seufzer. Ueber diesen Lauten schwebte ein Geräusch, als ob Adler, Habichte, Krähen und Ritzze in Schaaren über dem Haupte des Zauberers hinflogen, und seine unverständlichen Beschwörungen mit ihrem Krächzen begleiteten.

Gerade, als ob sie etwas Schreckliches erblickt hätten und sich beeilten, ihren Herren, die in überirdischen Welten leben, davon Kunde zu bringen.

Nach und nach wurden die Beschwörungen deutlicher, die Worte verständlicher, bis endlich aus dem Munde des Wahrsagers der erste Vers des Hymnus erkante:

„Hört Ihr das Rauschen, das von dem Meere kommt?“

„Ja!“ antwortete der Gehülfe.

„Ich, der ich der Erde unter den Geschöpfen bin.“

„Wahr!“ — bestätigte der Gehülfe.

„Mögen sie kommen, die so breuen, wie der Schild der Sonne!“

„Mögen sie kommen!“

„Er selbst, einer Wolke gleich. Ein feuriger Raub geht ihm voran.“

„Des Räthsels Kind!“

„Des Räthsels Kind.“

„Dein Sohn bin ich. Ich stehe, der ich mit meinen Füßen die Erde berühre, ich stehe Dich an!“

„Ich stehe an!“

„Hilf meinem schwachen Herzen auf dieser schwierigen Wanderung.“

„Hilf!“

„Die Trommel ist mein Ver kündiger, und der Wind mein Flügelpaar.“

„Wahr!“

„Zu Euch gehe ich, von den Besflügelten und Unruhigen umschwärmt!“

„Von den Besflügelten und Unruhigen.“

„Ihre Krallen sind gespreizt, ihre Klauen bereit.“

„Bereit!“

„Es stöhnen die Berge, es erzittern die Eingeweide der Erde.“

„Oh!“

„Und ich schreite immer voran, angsterfüllt und hoch unbeit.“

„Wahr!“

„O mein Beschützer, o mein Herr, zu Dir rufe ich!“

„Wahr!“

„Mein Volk leidet!“

„Ist dem nicht so?“

„Du Mächtiger — hilf, Du Erzherr — rette, Du Schrecklicher — habe Mitleid!“

„Wir stehen Dich an!“

„Wenn ich mich verirre, so lasse mich nicht auf Irrwegen zu Grunde gehen!“

„Lasse nicht!“

„Leite den Verirrten, führe mich!“

„Wir folgen.“

Der Kreis stand auf, und immer bewegter begann er zu tanzen.

Der Tanz sollte einen Zug darstellen. Der Zauberer schilderte in ausgesuchten Worten die Hindernisse, auf die er traf und ergänzte die Worte durch Gebarden. Der Gehülfe folgte ihm und sagte ihm von Zeit zu Zeit am Ellenbogen. So gingen sie bis zu Ende, bis zum Ziele. Der Wahrsager, feierlich und ruhig, erhob seine Trommel zum Himmel und sang:

„Du Gygis, einer Schlange ähnlich, der Du in unterirdischen Ländern wohnest, und die Luft, die Krankheiten und den Tod selber beherrsichst!“

„O Gygis!“

„Und Du, Juiamy, einem Menschen mit großen Flügeln ähnlich, der Du die Heerden vor Unglück hütst!“

„Juiamy!“

„Und Du, Arkunda, der Du die Macht hast, zu wahrzagen!“

„Und Du, Romandaj, der Du mit Deinem schrecklichen Geschrei das Herz in Eis verwandelst!“

„Und Du, Lawradaki, mit den eisernen Flügeln!“

„Und Du, den wir nur an Deinem Balten erkennen können!“

„Ich frage Euch, was Ihr verlangt und warum Ihr uns zürnt?“

„Bändigt Eure Untergebenen; mäßigt Eure Verfolgung! Seht Ihr denn nicht, daß wir zu

Grunde gehen, und wenn Ihr uns in's Verderben stürzt, wer wird Euch dann Opfer bringen?“

„Wer?“

„Ich komme zu Euch, in ein langes Kleid hüllt, wehrlos! Das Alter hat mir den Rücken gebeugt, die weit geöffneten Augen sehen nicht mehr!“

„So ist's!“ fing der Gehülfe wieder an hatte geschwiegen, weil er es nicht wagte, alle schrecklichen Beschwörungen zu wiederholen.

„Wir gehen an das Meer und kehren Meer zurück, ein unstat schweifendes Leben führen wir.“

„Wahr!“

„Schwarze Renntiere und buntscheckige Mithiere gefallen Euch. Oder gefallen sie Euch nicht mehr?“

„Gefallen sie Euch nicht mehr?“

„Ha! ha! ha! Ihr tanzt und habt uns gefressen. In Eurer Feittheit seid Ihr an uns beigegangen.“

„Vielleicht verlangt Ihr theure Pelze, Silber gläsernen Schmuck, bunte Kleider, süßen Branntwein?“

„Prächtig!“ schaltete der Gehülfe.

„Du Thor! Was bedeutet es denn für Mächtigen? Sie können ja Alles nehmen!“

„Wählt also ein Mädchen unter uns, das keinen Mann gekannt hat, und wir wollen sie weißen und steiner von unseren Jünglingen!“

„Schweigen!“

„O Du feuriger Goloron, laß Dich auf herab, verkündige!“

„Schweigen!“

Ohmgaba schlug die Trommel, und unter donnerähnlichen Schlägen ließen sich abgeriffel drohende, wie von weither kommende Worte nähmen: „Den Hunden giebt man Das, was sie bleibt! Das Volk soll sich demüthigen, der Me gehorchen. Sonst werden sie untergehen, Morgenmehel gleich!“

(Schlus folgt)



Für fünfzehn Pfennige.

Das Mägdelein will ein Krieger haben, Und soll sie'n aus der Erde graben, Für fünfzehn Pfennige.

Sie grab wohl ein, sie grab wohl aus, Und grab nur einen Schreiber heraus, Für fünfzehn Pfennige.

Der Schreiber hat des Gelds zu viel, Er kauft dem Mägdelein, was sie will, Für fünfzehn Pfennige.

Er kauft ihr wohl ein'n Gürtel schmal, Der starrt von Gold wohl überall, Für fünfzehn Pfennige.

Er kauft ihr einen breiten Hut, Der war wohl für die Sonne gut, Für fünfzehn Pfennige.

Schreiber. Wohl für die Sonne, wohl für den Wind, Bleib du bei mir, mein liebes Kind, Für fünfzehn Pfennige.

Bleib du bei mir, bleib ich bei dir, All meine Güter schenk ich dir, Sind fünfzehn Pfennige.

Mädchen. Behalt dein Gut, laß mir mein'n Rath, Kein andrer leich dich nehmen thut, Für fünfzehn Pfennige.

Ein: „Des Knaben Wunderhorn“.

Feuilleton.

Schreiber.

Dein guten Muth, den mag ich nicht, Hat tramm von treuer Liebe nicht, Für fünfzehn Pfennige.

Dein Herz ist wie ein Taubenhau, Klingt einer nein, der andre aus, Für fünfzehn Pfennige.

Zeitungsläser. Sonntagsnachmittags beim Krämer in einem bayerischen Gebirgsmarkt. Jede Arbeit ruht. Der Herr des Hauses hat erst in einer alten Chronik oder etwas geschmäkelt, dann den Lehnstuhl gegen das Fenster gedreht und die neue Zeitung vorgenommen. Weit von sich gestreckt hält er das Blatt und liest, ungeschicklich Zeile für Zeile. Am Fenster sitzen zwei Mädchen, keines rührt sich. Dies der gegenständliche Inhalt des Bildes. Gar nichs Großes, eine Alltagsjache. Fragt sich nur, wie es der Mater zum Ausdruck und zur Anschauung bringt. Der Name, in den uns Leib bliden läßt, ist wirklich ein Name, voll Licht, mit einem Ausblick nach einer sonnigen Straße. Und dieses Licht legt sich wie schwebend um die Menschen und Gegenstände, daß sie uns mit schier greifbarer Körperlichkeit entgegen treten. Der Kopf des Mädchens in dem städtischen Anzuge steht gegen den dunklen Schrank, die Gestalt ihrer Verwandten hebt sich ab von der helleren Wand, der Alte ist ganz vom Lichte umzickt. Drei Menschen sind jeder ein anderer Charakter. Der Alte ein Rechts-... er verneht, Ordnung zu halten in seinem Hause! In der Nichte vom Lande klopft noch das junge Blut. Sie langweilig so ein Sonntag Nach-... während der Lintel seine Zeitung liest und es so still sein mag, daß man jedes Räuseln hören kann! Die Tochter ist zufrieden mit ihrem Loos. Das ist doch selbstverständlich, daß man still ist, wenn der Vater nicht... Reugierig, beinahe vorwurfsvoll blickt sie auf ihre Verwandte, die das nicht einsehen will.

Von der Farbenharmonie des Gemäldes unsere Reproduktion leider nur eine leise Andeutung geben, von der Malweise des Künstlers — das stammt aus seiner letzten Schaffensperiode — er aber der Schnitt ganz deutlich.

Von den Ehrenfolgen der Concuristen hat eines Ehrnamen Hochweyßen Rath's der Heiligen Stadt Augsburg Erwerbe Zierd und Kleyder-Ordnung (Gedruckt zu Augsburg bei Simon Bschneider unserer lieben Frauen Thor) Anno 1668. Es heißt auf Seite 2 und 3 des Bogens D im nicht-paginirten Kleinquartbändchen:

... und demnach Ein Ehrnamer Hochweyßer zu vnderstüblichen malen, sonderlich aber den 19. Anno 1664 der fürzlich- und hochstigen Falliten gewisse Decreta, Verweist- und Anschlag publicieren in wie es mit denselbigen in aim und andern gehend und wider verfahren werden solle, darbey es dann sein beständiges Verbleiben hat; Solche Falliten samt ihren Weib und Kindern, nichts bestowenig ihren Kleidungen und Trachten, zu männlichs wandern und Ergeruß dervornen prächtig außsagen, daß solches weiter nit zudulden, noch zuleyden: Als Wol Ermelter Ein Ehrnamer Hochweyßer Rath kerknlich schaffen und gebieten, daß dergleichen fürge und unethwillige Falliten, samt den ibrigen, wann si einer oder andern Sunden seynb, zu ihren Kleidern und Trachten insgemein, sich keiner andern und b Zeug, Wahren und Materialien gebrauchen sollen, denen von der Gemaind erlaubt und zugelassen ist. anderen Falliten aber von der Gemaind, solle zu Kleidungen ein mehrers nicht vergunt seyn, als gemeinen Dienst-Gehalten.

Alle für die Redaktion der „Neuen W. bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW. Denthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten

Adressen aller Branchen, Stände u. Säuber, Viditz & Jackopp, München, Bayerstr. 10.

Eiserne Bettstellen
 Von 4,- an für Kinder und Erwachsene auch beste **Stahlrohr Matratzen** kauft man am besten u. billigsten direkt von der **Ammonia-Fahrrad-Fabrik & Metallwaren-Manufaktur** von **A. H. Veitzen in Hamburg 24.**

Bettfedern
 Die gezeigten, Bund 50 u. 75 Pfg. in einem Bund Mk. 1,00 bis 1,50. Die besten **Spannweiten-Pattens** Mk. 2,50. **Beste Federn**, großer Bund Mk. 10, 12, 15, 18, 24 bis 30. **Beste Spannbetten** Mk. 40 bis 45.
Beutler, BERLIN, Ackerstr. 28.

Hamburger Cigarren!
 Wir offerieren bedeutend unter Preis größte Partien Cigarren: **Samatra** u. **Brasil**, 100 St. A. 2,80, 3,30, 3,60, 4, 4,50, 5, Brasil A. 4,50, Mexiko A. 5, Vorsteland A. 3,60, 100 Prob., 10 Sort. je 10 St. A. 4,50 pro Cigarren mit gemischten Tabaken A. 18, 20, 22, 24 pro 1000 Stück. Billigste Bezugsquelle für Wiederverkäufer und Private. Preislisten gratis. Bei Abnahme von 500 Stück liefern franco unter Nachnahme. Abnehmer nehmen zur. Kein Risiko. Agenten an allen Plätzen gesucht.
Paul Schmidt & Co., Hamburg 11, Gr. Burfah. 27.

Bratenspicken
 feinstes, mit meiner neuen, in vielen Staaten patentierten **Spickzange** Neu! 1,95 franco gegen Nachnahme von **H. Hense, Krefeld No. 53**. Wiederverkäufer hohen Rabatt.

600 000
Illustrirte Postkarten, Schwanenmasse, hochfein feiert, preisbillig, so lange Vorrath, schöne Blumen- u. Osterkarten, A. St. 11 Mk. 100 St. 1,75 Mk. Blumenkarten, 100 St. 1,75 Mk.

Dannemann & Co.
 São Felix (Bahia). **Original-Brasil-Importen.** Cigarillos und Cigarren in allen Preislagen. Specialität: Hand-Cigarren. Alleinvertrieb für Europa u. Export.
Th. & C. MÖLLER, HAMBURG, Brook I.

Reiner Teint!
 schmilzt, Mitesser, Haut- und Nasen- Hautunreinigkeiten nach ärztlichem Lehren einzig und allein schnell, sicher beseitigen Mk. 2,- (franko Mk. 2,50) best. Lehr- **Die Schönheitspflege** Ratgeber. Garantie für Erfolg und Schönheit. Ueberrassendwirkung. Unzählige Anerkennungen.
Dr. Reichel, Eisenbahnstr. 4, Berlin 95.
 Roh Ohr Thor Rohr Rohr das ist genau ein Zehntel der Stenographie von **Karl Scheithauer**, Leipzig-Naumburgs Lehrbuch 60 & Lesebuch 60 &.

Gewinn-Chancen
 bis 278 000 baare Mark mit kleinem Risiko bietet der Beitritt zu einer soliden **Prämien- u. Serien-Obligationen-Vereinigung** bei welcher **viele Millionen** unter faull. Aufsicht u. Kontrolle zur Verlosung gelangen. Monatsbeitrag nur 5 Mark. Einmalige Beiträge entgegen:
Ph. Klotz, München 82.

Rouleaux-Fabrik
 (Stoff und Holzdraht)
 Metallene, Schaufel-Platte als Ausverkauf, Geschäftsverlegungen usw. werden sauber und billig gemalt.
L. Trutzel, Hamburg, Dammtorwall 19, vis-à-vis der Hauptpost.

Bilderrahmen.
 Wer einen eleganten, modernen und dabei preiswürdigen Bilderrahmen haben will, verlagern einen illust. Preis-Courant gratis.
H. Pietsch, Rahmenfabr., Grossh. bad. Hoflieferant, Ziegenhals i. Schl.
 1000 Stk. unserer berühmten 5 Pfg.-Cigarren nur Mk. 29,50
 1000 „ unserer ganz vorzüglichen 6 Pfg.-Cigarren „ „ 37,-
 1000 „ unserer äußerst beliebten 8 Pfg.-Cigarren „ „ 47,-
 1000 „ unserer grossartigen 10 Pfg.-Cigarren „ „ 61,50
 1000 „ unserer brillanten 12 Pfg.-Cigarren „ „ 73,50
 Einzelne Probekisten gratis. Porto. Garantie: Rücknahme. Tausende Anerkennungen. **Berndt & Co., Berlin-Schöneberg 12a, Ebersstr. 75.**

+ Magerkeit +
 Schöne, volle Körperformen durch unser **Oriental-Kraftpulver**, preisgekrönt, goldene Medaille Paris 1900, Englische Ausstellung und goldene Medaille Hamburg 1901; in 6-8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garantiert unschädlich, streng reell. — kein Schwindel. Viele Dank-schreiben. Preis: Karton A. 2. Post-anweisung o. Nachnahme mit Gebrauchsanweisung, Englisches Institut **D. Franz Steiner & Co.** Berlin 170, Königgräberstrasse 60.

Quittungs-Marken
Kautschukstempel
 liefert als Specialität **Friedr. Strohmeier, Druckerei**, Krefeld, Rheinstr. 64.

Für nur A. 2,50 versende ich einen gutgehenden Meister mit nachleuchtendem Zifferblatt. Neuheit, nur A. 4 kostet ein elegant. ausgest. patentantf. gechl. Kronenwecker m. nachleuchtendem Zifferblatt, sehr laut und lange laufend! Reich illust. Pracht-Katalog üb. Goldwaaren, Uhren u. Ketten m. 3a. 1200 Abbildungen gratis u. franco. Uhrmacher u. Wiederverkäufer verlang. **Engros-Katalog**. **Hugo Pincus, Hannover 69**, Schweizer Uhrenfabrikate.

Kanarienhähne!
 Infolge guter Zuchtresultate empfehle von meinem vorzüglichsten **Sobtröderstamm** selbst gezüchtete Kanarienhähne, vollständig rein und ohne Fehler pro Stück mit A. 6 gegen Nachnahme, bessere Vögel A. 8-12. Verpackung 60 &. — Umtausch gestattet.
Kanarienzüchter Gehlendorf i. Meckl.

Freunden eines wirklich guten und sehr wohlbekömm. Traubenweines empf. meinen garant. unverfälscht. **1899er Rothwein**, 1 Fass von 30 Liter an **58 Pfg. pro Ltr.** u. 1 Kist. v. 12 Fl. à ca. 5/6 Ltr. 60 Pfg. Fl. 2 Probeflasch. n. Preisl. vers. pr. Post. Zahlr. Anerkennung. Carl Th. Uehnen, Gohlz a. Rh. 378. Weinbergsbes. u. Weinh.

Alle Beinrührungen verdeckt elegant nur mein mech. **Bein-Regulir-Apparat** ohne Polster oder Stiften. **!Neu!** Katalog gratis. **E. Seefeld, Gof. S. Bayern.**

Meinen, extra durch 7 versch. gärt. grossart. reich illust. Brosch. unterf. Haupt-Samen- u. Pflanzen-Katalog versch. ich grat. u. fr. **F. Friedr. Mack, Erfurt B.**

Grave Haare
 erhalten sofort die natürliche Jugendfarbe wieder durch das in seiner Wirkung und Erfolg einzig dastehende: **Jungbrunnen-Wasser**, färbt die Kopfhaut nicht, fleckt nicht, verhindert das Ausfallen der Haare; Unschädlichkeit garantiert. Gebl. anzugeben ob blond, braun oder schwarz. Flasche A. 3. Grosse Flasche A. 4,50. Porto 80 &. Nur allein echt durch den General-Vertreter **Robert Husberg, Nauenrade i. W.**

Flotter Schnurrbart!
Vollbart!
• Erfolg garantiert •
 120 freiwillige Dank-schreiben liegen bei. 3 Dose A. 1,- und 2- nebst Gebrauchsanweisung u. Garantie-schein per Nachnahme oder Einzahlung des Betrages (a. l. Briefm.).
F. W. A. Meyer, Hamburg 25.

Möbel
 mit **Creditbewilligung!**
 Die Firma Möbel-Industrie **Grünberger & Co.**
 Rödingsmarkt 61 * Hamburg * Rödingsmarkt 61 liefert direkt an das Privatpublikum **ganze Wohnungseinrichtungen** sowie **einzelne Möbel** und gestattet auf Wunsch bereitwilligst **Teilzahlungen** ohne jede Preiserhöhung.
 Der Versand nach Auswärts geschieht prompt und unter strengster Verschwiegenheit. Die Höhe der Ratenzahlungen können die geehrten Käufer beim Kauf selbst bestimmen.

Passendes Obergeschenk! • Passendes Obergeschenk!
Cigarren.
 Wir geben Jedem bis auf Weiteres: **50 Cigarren wie nachstehend gratis** bei Bestellung von **200** guten Cigarren aus garantiert überfeinen Tabaken für **Mk. 4,95**. Wer einmal bezogen, bestellt wieder. Versand gegen Nachnahme unfrankirt. Bei Bestellungen von **450** Stück, **500** Stück franco für **Mk. 13**.
Hamburger Cigarren-Versand, HAMBURG, Kiekerstrasse 75.

Apfelsinen,
 feinste Messina, Barb., enthaltend 30 Stk., A. 2,50 franco, But A. 3,-.
Ernst H. Büttner, Wandsebek, Hamburgerstr. 16, Tel. 186.

Ausgezeichnet schon im Geschmack und Aroma ist mein **Holländ. Blättertabak I.** 10 Pfd. Postbeutel fr. 7,50; ferner in Brasil-Mischung, 10 Pfd. Postbeutel 4,90 fr. Cigarrenprobieren gratis. Direct ab Fabrik geliefert.
Ernst Peters, Sufjan S. H.

Rioja-Bordeaux
 flaschenreifer rother Tafelwein, übertrifft an Qualität, Bouquet und Feinheit alle kleineren Bordeaux-Weine, verzollt ab Konstanz **85 Pfg. per Liter.** **Naturreineheit und Originalität garantiert.** 1 Postkistchen mit 2 ganzen Fl. **2,70 Mk.** franko gegen Einsendung von **Mosel, Markgräfler, Affenthaler u. Rheinpfälzer Weine**, von 50 Pfg. an. **Vermouth-Wein v. Turin**, magenstärkend u. appetitfördernd, 1 Postkistchen mit 2 ganzen Flaschen **4,60 Mk.**
Ziegler & Gross
 Konstanz 85, Baden u. Kreuzlingen, Schweiz. Mehrfach prämiert. Proben gratis.

Aufruf!
Reinen Schnurrbart!
 muß Mancher sagen und schon Vieles angewandt: ich bitte Sie, versuchen Sie zum letzten Male noch mein **Wartungsmittel „Colossale“** zu 4 Mk. Haben Sie kein Gutrauen, dann überlasse ich Ihnen eine kleine Probe gratis, damit Sie sich von der Wirkung überzeugen können; in diesem Falle bitte wir für Aufsehen 60 Pfg. mit einzufenden.
Paul Koch, Spezialist, Gelfenstrasse Nr. 150.

DIREKTER BEZUG
 ist für jeden Händler und Raucher von **allergrösster Wichtigkeit** und bietet durch Umgehung des Zwischenhandels **enormen Preisvorteil**. **Capital-Gewinn** für Händler: **100** Stück, ohne Aufschlag, nur Qualität: **5 Pfg.-Cigarren** Mk. 2,50, 2,80, 3,-, 6 „ „ „ 3,20, 3,40, 3,60 **100** Stück, eleg. in Gebirgsbüchsen: **7 Pfg.-Cigarren** Mk. 4,20, 4,50, 4,80 **8** „ „ „ 5,-, 5,20, 5,50 **10** „ „ „ 6,-, 6,50, 6,80
 Der Versand bet 500 Stück portofrei. Nicht-tauschbar, daher kein Risiko.
Cigaretten, feinstm. türk. Tabak. Mille v. A. 6 an. **H. C. Albrecht, Cigarren-Fabrik** und Versandhaus **Hamburg, Kais. Wilhelmstr. 92**. Recepte illustrierte Preisliste gratis.

